Wittenberg

vor

funfzig Jahren.

Bernhardt



Wittenberg

vor

funfzig Jahren.

Die Geschichte seiner Belagerung und Einnahme

(13. Januar 1814.)

Zusammengestellt

im Auftrage des Vereins für Heimathkunde des Kurkreises

von

Prof. Dr. **Bernhardt.**

Mit einem Plane von Wittenberg im Jahre 1813,

gezeichnet vom Major z. D. v. **Lochow.**

Im Verlage des Vereins.


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Die inhaltsreiche Geschichte von der Erhebung Deutschlands gegen fremde Gewaltherrschaft vor fünfzig Jahren hat in unserem Volke die Erinnerung an das Jahr 1813 in ergreifender Weise wach gerufen, so daß man sich mehrfach an den historisch denkwürdigen Orten zu einer Feier des Dankes vereinigte und seiner edlen Todten gedachte, die das Leben für die Freiheit der Nation zum Opfer brachten. In diesen gewaltigen Kampf, den das Volk um seine höchsten Güter unternahm und der seine geistigen und physischen Kräfte in ungewöhnlichem Grade hervortreten ließ, ist das Schicksal der Stadt Wittenberg in wahrhaft tragischer Weise mit verflochten gewesen. Die Geschichte dieser kleinen Stadt, die nicht viel über 7000 Einwohner zählte, aber von den damals entscheidenden Wahlstätten Norddeutschlands nicht gar fern liegt, ist ein Wehruf unter dem deutschen Siegesjubel geworden und ein dunkler Punkt neben all' dem Glanze, den die Heldenthaten über jene Zeit verbreiten. Wo das Kriegsunwetter sich entladet, da sind die Spuren der Verwüstung unvermeidlich und eine solche Gegend ist zu beklagen. Das Unglück aber, von welchem die Einwohnerschaft dieser Festung in jenem Jahre heimgesucht wurde, erregt in Sonderheit die Theilnahme, zumal es durch eine Staatspolitik herbei geführt wurde, welche einzelne Länder Deutschlands auch noch während des politischen Aufschwunges in eine schlimme Abhängigkeit brachte und ihre tiefste Erniedrigung zur Folge hatte. Während sonst die Geschichte Wittenbergs unter dem Eindrucke des Ganzen verschwindet, so ist es doch dieser letzt bezeichnete Punkt, der sie einer weiteren Beachtung werth erscheinen läßt.

Für die Bewohner der Stadt selbst muß ihre Geschichte, die Erlebnisse ihrer Vorfahren und Angehörigen an sich schon von Interesse sein. Als in der letzten Sitzung des Vereins für Heimathkunde im September einige Mittheilungen aus zwei Tagebüchern, welche derselbe im Manuscript besitzt und welche den letzten Theil des Jahres 1813 betreffen, gemacht wurden, schien es allgemein wünschenswerth die Erinnerung an jene Zeit vor funfzig Jahren bei dem jetzt lebenden Geschlechte wieder anzufrischen. Man beschloß ein Schriftchen mit zu Grunde Legung jener Tagebücher, da ja das Wort der Zeitgenossen den Eindruck am frischesten wieder zu geben vermag, zu veröffentlichen und einen Plan der Stadt von 1813 beizufügen, deren Umgebung seit jenem

Jahre wesentlich verändert ist, zumal sich ein solcher in den Tagebüchern befand, der zum Anhalt dienen konnte und den Hergang der Blokade verdeutlicht. Der Verein ist dem Major v. Lochow, der die Zeichnung des Planes, so wie die Besorgung des lithographischen Druckes bereitwilligst übernahm, zu besonderem Danke verpflichtet. Das Unternehmen aber hätte der Verein nicht aus seinen Mitteln bestreiten können, wenn nicht die städtischen Behörden ein Gesuch um Unterstützung bei diesem Vorhaben geneigtest bewilligt hätten, wofür der Verein hiermit seinen aufrichtigsten Dank auszusprechen sich gedrungen sieht.

Die vorerwähnten Tagebücher des damaligen Bürgermeister Adler und Senator Giese, welche die schwere Zeit in den Mauern der Stadt selbst mit verlebt haben, berichten vom Ablauf des Waffenstillstandes 1813 bis zur Einnahme der Stadt durch die Preußen. Wenn nun auch die von ihnen angeführten Thatsachen sich gegenseitig ergänzen, so schien es doch der Form wegen, da auch unerhebliche Einzelheiten angeführt werden, wie es eben der Standpunkt des Einzelnen mit sich bringt, gerathen, das gegebene Material übersichtlich zu ordnen. Der damit beauftragte zeitige Schriftführer hat nun versucht, sich noch manche Quellen zu verschaffen und hat es dankbar hiermit anzuerkennen, daß ihm von Seiten der Fortification die Kriegsgeschichte Wittenbergs, welche sie in ihren Acten besitzt, so wie das Journal des französischen Gouverneur Lapoype bereitwillig dargeboten und daß ihm einzelne Mittheilungen aus dem Tagebuche des Dr. Heubner gemacht sind, außerdem ihm auch manche mündliche Belehrung zu Theil geworden ist. Wenn nun auch bei dem Zusammenstellen der Einzelheiten das Bestreben stattgefunden hat, ein übersichtliches Bild des Ganzen zu geben, so bedarf doch die Ausführung gar sehr der nachsichtigen Beurtheilung, mit der man auch das Schriftchen gewiß aufnehmen wird, wenn man den Zweck desselben berücksichtigt.

Wittenberg, den 23. December 1863.

Der Vorstand des hiesigen Vereins
für Heimathkunde des Kurkreises.

Wensch, Vorsitzender. **Bernhardt**, Schriftführer. **Lehmann**, Rendant.

Gedenket an die vorigen Tage, in welchen ihr erleuchtet, erduldet habt einen großen Kampf des Leidens.

Hebr. 10, 32.

Die Trümmer der großen Armee, mit welcher Napoleon im Jahre 1812 nach Rußland gezogen und die durch Hunger und Kälte so wie durch die Niederlagen, welche sie beim Rückzuge erlitten, in großes Elend versetzt war, suchten Schutz und Unterkommen in den Ländern, die sie kurz zuvor von den kühnsten Hoffnungen beseelt im Rücken gelassen hatten. Aber die nachdringenden feindlichen Russen gestatteten ihnen keine Rast. Trotz des rauhen Wetters in den ersten Monaten des Jahres 1813 wurden sie von diesen aus Warschau, aus Posen, ja endlich von der Oder weiter nach Westen gedrängt; und schon am 4. März zog der russische General Tschernitschef an der Spitze seiner Kosakken in Berlin ein. Da häufte sich natürlich die Zahl der Fliehenden von Tag zu Tag auf dem Wege, auf welchem sie am schnellsten durch Deutschland in ihre Heimath jenseit des Rheines gelangen konnten. Vor Allem war es der Elbstrom, den sie zu erreichen suchten; denn in den an ihm gelegenen Festungen Torgau, Wittenberg und Magdeburg konnten sie auf einigen Schutz rechnen. Magdeburg gehörte ja dem westphälischen Königreiche an und der König war der Bruder ihres Kaisers. Torgau und Wittenberg lagen in dem Gebiete des von ihrem Kaiser erst im Jahre 1806 geschaffenen Königreichs Sachsen. Als Kurfürst hatte Friedrich August in der Schlacht bei Jena noch den Franzosen gegenübergestanden; aber im Frieden zu Posen am 11. December 1806 hatte er sich als Bundesgenossen Frankreichs erklärt und zum König erhoben als Mitglied des Rheinbundes die Stellung eines Bundescontingents von 20000 Mann zugesagt. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo sich das Bündniß bewähren und die Unterthanen, die bisher noch wenig den Druck desselben gefühlt hatten — Sachsen war in mancherlei Weise im Handel bevorzugt — die mißliche Lage dieses Verhältnisses in gesteigertem Maße fühlen sollten. Das Königreich Sachsen wurde von den Franzosen zu

ihren Cantonnements auserſehn und wurde ſomit der Schauplatz der nachfolgenden Kriegsereigniſſe. Die Feſtung Wittenberg hat vor Allem unter dieſen Drangſalen des Krieges zu leiden gehabt.

Ihre Lage an der Mittelelbe und der großen Verbindungsſtraße des Nordens mit der Mitte Deutſchlands hatte von jeher einen geeigneten und ſichern Uebergang über den Fluß geboten, und als alte kurfürſtliche Reſidenz war ſie ſchon vor Zeiten mit Wall und Graben umgeben, daß ſie einiger Maßen einem feindlichen Andrange widerſtehen konnte. In den Kriegen, welche Deutſchland beunruhigt haben, iſt ſie daher, in Sonderheit von der Zeit der Reformation an, wo ſie nach der Einnahme durch Herzog Moritz Kaiſer Karl V. beſichtigte, mehr oder weniger heimgeſucht. Die ſchlimmſten Spuren der Verwüſtung aber hatte ſie ſeit dem Jahre **1760** aufzuweiſen, wo die Preußen ſie beſetzten und die Kaiſerlichen ein ſo heftiges Bombardement auf ſie losließen, daß **7** Gaſſen, **120** Häuſer innerhalb der Stadt und noch mehr in den Vorſtädten eingeäſchert wurden. Viele von den Brandſtätten waren noch **1812** zu ſehen und mit Gras bedeckt dienten manche Orte, wo einſt Häuſer geſtanden, den Kindern als Tummelplätze zu ihren Spielen. Auch die Erdwälle hatten die Oeſtreicher nach der Einnahme zum Theil zu zerſtören verſucht, ſo daß Alles den Anſchein hatte, als ob die Stadt aufgehört habe ein feſter Platz zu ſein, ja **1764** wurde ſelbſt durch kurfürſtlichen Befehl das Feſtungsrecht aufgehoben. Der Graben war trocken gelegt, der Wall zum Theil mit Bäumen bepflanzt diente den Bewohnern zum Spaziergange. So aber ſollte es nicht bleiben. Nach der Schlacht bei Jena **1806** richtete Napoleon ſeinen Marſch auf die Hauptſtadt Preußens, Berlin, und der größte Theil ſeiner Truppen berührte Wittenberg. Da hat es die Einwohnerſchaft und Umgegend ſchon empfinden müſſen, was es heißt an der Heerſtraße zu liegen, welche vom Zuge der Krieger berührt wird. Vom **20.** October bis **28.** November dieſes Jahres iſt dieſelbe nicht leer geworden von vorüberziehenden Truppen. Und wenn auch das Sachſenland wegen der angebahnten Unterhandlungen mit dem Kurfürſten von den Franzoſen nicht als feindliches Gebiet betreten wurde, ſo mußte doch der Wittenberger Kurkreis eine bedeutende Lieferung an Naturalien leiſten und eine Contribution von **2** Millionen Franken zahlen. Hierbei hatten am meiſten die jenſeit der Elbe gelegenen Ortſchaften zu dulden. Das Corps von Davouſt hatte Befehl nicht eher die Elbe zu überſchreiten, bevor nicht der Kaiſer mit dem Kern der Armee von Halle eingetroffen war. Das hatte zur Folge, daß zwiſchen Eutſch und Pratau rechts von der Landſtraße, da nicht alle Mannſchaft in den Ortſchaften unterzubringen war, ein Lager aufgeſchlagen wurde. Die drei Tage, da dies geſtanden, hat manche Wirthſchaft noch lange verſpüren müſſen; nicht allein daß die Verpflegung reichlich

gewährt werden mußte, von Manchem wurden auch Geld und Kostbarkeiten erpreßt. Die Betten wurden in das Lager getragen und mit Allem ziemlich schonungslos verfahren. Bei dem Aufbruche dieses Corps suchte manche Hausfrau vergebens nach dem Ihrigen, um Stube und Kammer wieder in Ordnung zu bringen. Für Napoleon selbst schien nun aber Wittenberg gar besonders wichtig. Er gab Befehl die Wälle wieder herzustellen. Es geschah nun auch mancherlei für die bessere Vertheidigung der Stadt, doch ruhte die Arbeit bald, da Napoleons Aufmerksamkeit auf einen andern Uebergangspunkt der Elbe, Torgau, gelenkt war. Wittenbergs Festungswälle schienen wieder so bedeutungslos werden zu sollen wie ehedem, wenn auch noch im Jahre 1809 die Bürgerschaft im Stande gewesen war den Angriff Schills hinter denselben abzuhalten. Aber die Weltereigniße sollten auch hier das Unerwartete herbeiführen, als im Jahre 1813 der Elbstrom zum Stützpunkt der kriegerischen Operationen dienen mußte.

Die Bewohner Wittenbergs und Umgegend waren schon seit dem Februar dieses Jahres in einiger Besorgniß. Denn man konnte wohl nach der Lage der Dinge es nicht anders erwarten, als daß der Rückzug der Franzosen über die Elbe besonders hier stattfinden werde. Und diesmal war es voraussichtlich nicht ein bloßer Durchmarsch, wie man sie früher gehabt und erst noch im Jahre 1812 erlebt hatte, als der Zug nach Rußland hin sich bewegte. Bei den nachdringenden feindlichen Schaaren war mancherlei Ungemach zu befürchten. So kam es, daß eines Sonntags, am 21. Februar, auf die Nachricht, Berlin sei bereits in den Händen der Russen, die Vorstädter und Dorfbewohner hierdurch erschreckt ihre werthvollen Sachen in die Stadt unter sichern Schutz bringen wollten. Für diesmal war es freilich nur ein Schreck, den eine falsche Darstellung von dem unvorsichtigen Angriff einiger Kosakken des General Tettenborn auf die weit überlegenere Garnison der Hauptstadt verursachte. Am 2. Februar sah man in Wittenberg die ersten aus Rußland zurückkehrenden Franzosen der 8. Division, von welcher nur 5 bis 600 Mann übrig geblieben waren. In den folgenden Tagen mehrte sich die Zahl der Kommenden und Abziehenden von allerlei Truppengattungen. Auch höhere Generäle trafen ein, unter ihnen der Marschall Victor, Herzog von Belluno, der alsbald den Plan faßte die Stadt zu befestigen und den Flüchtenden den Elbübergang zu sichern. Nach wenigen Tagen, am 27. Februar, waren zwei Bataillone des 134. Linien-Regiments schon eingetroffen, und von den zwei Kanonen, die man aus dem Hauptquartier des Vicekönigs mitgebracht, stellte man die eine am Schloßthore, die andere am sogenannten Berliner Pförtchen auf. Indeß verließ diese Besatzung bereits am 5. März die Stadt wieder, die nun überhaupt auf einige Tage keine durchziehenden Truppen in ihren Mauern hatte. Nun aber

waren am 4. März die in und um Berlin stehenden Franzosen, deren Zahl der Vicekönig von Italien wohl auf 26000 Mann vermehrt hatte, in zwei Heersäulen nach Wittenberg abmarschirt. Er selbst traf unter Begleitung des Marschalls St. Cyr, des Generals Lorgne und einer großen Zahl anderer Stabsofficiere ein. Sein Aufenthalt dauerte nur wenige Tage. Während er persönlich mit Schonung verfuhr und in freundlicher Weise mit den Leuten verkehrte, konnte er doch bei dem großen Andrange von Truppen in der Stadt und den umliegenden Dorfschaften die nun täglich sich steigernde Noth nicht lindern. Wäre nicht schon früher von dem sächsischen Minister, dem Grafen von Hohenthal, eine Ausgleichungskasse gestiftet, um die durch den Krieg bedrängten Gegenden zu entschädigen, so hätten die Wittenberger jetzt Haus und Hof verlassen müssen. In manchem Hause war die Zahl der Einquartierten auf 20, ja in den größeren Brauhäusern auf 40 gestiegen und selbst der ärmere Miether war nicht frei geblieben. Dabei konnten oftmals viele von den Mannschaften nicht untergebracht werden und bivouackirten vor den Thoren in den Gärten. Bei der noch rauhen Jahreszeit suchte man sich gegen einen heftigen Sturmwind, der Schnee und Regen mit sich brachte, zu schützen. Die Obstbäume und theilweis auch Alleen fielen schon jetzt unter der Axt der Soldaten, wenn das Brennmaterial nicht ausreichte, und daß hier oft mehr vernichtet wurde als der Bedarf verlangte, ist leicht zu erwarten. Ueberhaupt wurden in dieser Zeit viele Klagen über das ungenügsame Verlangen der Franzosen laut. Während dieser größeren Durchmärsche zeigten sich am 8. März die ersten Kosakken vor dem Elsterthore, denn der General Diebitsch hatte bereits in Zahna sein Hauptquartier genommen. Da jetzt größere Truppenmassen in und vor der Stadt lagen, denn vor dem Schloßthore waren 4 Bataillons des 112. Regiments und 1 Escadron Würzburger Chevauxlegers, vor dem Elsterthore 2 Bataillons des 6. französischen Linien-Regiments nebst dem 4. Italienischen reitenden Jäger-Regiment, so konnten die Russen nicht weiter vordringen. Dennoch war man genöthigt sich gegen ihren Angriff zu sichern. Am 9. März wurden daher das Schloß- und Elsterthor gesperrt, die schönen Linden- und Kastanien-Alleen vor denselben waren niedergehauen um beide Thore unzugänglich zu machen. Am 8. März war auch der Oberst Treussart eingetroffen, der die Aufgabe hatte die Befestigungswerke wieder herstellen und erweitern zu lassen. Denn bei dem Zustande, in welchem sich jetzt noch die Festung befand, konnte man nicht darauf rechnen längere Zeit in ihr Widerstand zu leisten. Auch hatte man für den Fall eines unvermeidlichen Rückzugs über die Elbe sich bereits vorgesehn. Um die Brücke schnell in Brand setzen zu können, waren am 14. März trockene Reisbündel auf dieselbe gebracht, und das Holzwerk mit brenn-

baren Stoffen bestrichen. Da nun aber der befürchtete Angriff von den Russen nicht unternommen wurde, so gewannen die Franzosen mehr Muth. Kleine Abtheilungen von den Chevauxlegers wurden zum Recognosciren ausgeschickt und am 19. März wagte der General Le Senecal einen größeren Ausfall, verfolgte die Kosakken eine weite Strecke nach Zahna zu und kam mit einer eroberten Kanone und Feldschmiede als Trophäen zurück, die vor dem Rathhause zur Schau gestellt wurden. Bei dem Allen konnten die Wittenberger immer noch guten Muth haben und die Hoffnung hegen, daß die Franzosen doch bald von der Elbe würden verdrängt werden, auch sahen die meisten getrost der Zukunft entgegen. Ueberdies war der Marschall Grénier, der seit Anfang März den Oberbefehl übernommen hatte, in billiger und milder Weise verfahren. Nur die Festungswälle waren nach seinem Befehle den Bürgern untersagt, und er wies die Tuchmacher, die sich derselben zur Aufstellung der Trockenrähme, wie früher namentlich 1806, ungestört zu bedienen wünschten, mit der entschiedenen Antwort zurück: Damals avancirte die französische Armee, jetzt aber befindet sie sich auf dem Rückzuge. Allerdings konnten auch diese Erlebniße und kriegerischen Unruhen nicht ohne Einfluß bleiben. Denn mit der Sperrung der Thore war die Zufuhr von Lebensmitteln abgeschnitten, dadurch der Preis derselben erhöt und oftmals waren die unentbehrlichsten Lebensmittel, ja selbst Brod bei den Bäckern nicht zu haben, da diese das Commißbrod für die Soldaten liefern mußten. Das Elbthor war zwar frei geblieben, man konnte aus den Dorfschaften jenseit der Elbe wohl die Lebensmittel beziehn, aber hier war bei den großen Durchmärschen selbst Mangel. Dazu kam, daß durch die Fahrlässigkeit der Soldaten mehrfach Feuersbrünste entstanden, so am 16. März in der Beyergasse vor dem Elsterthore, wobei drei Häuser und Scheunen abbrannten und am 20. März in der Nähe der Stadtmühle und am 29. März hinter der Rathswaage, wobei die oberen Theile einiger Häuser erheblich zerstört wurden. Am schlimmsten aber machte sich die Gegenwart der fremden Krieger dadurch bemerkbar, daß die Sterblichkeit unter den Einwohnern in besorglicher Weise zunahm. Die von Menschen überfüllten Räume und die Kranken, welche sich auf dem Feldzuge bis hierher geschleppt hatten, waren die unverkennbare Ursache.

Inzwischen hatte die Stadt noch keine bestimmte Besatzung erhalten; die Regimenter waren nur einige Tage geblieben und hatten dann ihren Marsch auf Leipzig oder Magdeburg fortgesetzt. Dasselbe war auch bei den Truppentheilen des Corps von Davoust noch der Fall, der am 23. März in Pratau einrückte, und man hegte noch immer die Hoffnung, daß die Last der Einquartierung auch mit dem Vorbeimarsch der letzten Soldaten ein Ende haben werde. Von dieser

Ansicht sollte man in den nächsten Tagen zurückkommen. Den 20. März traf der General Lapoype ein, er war zum Gouverneur der Festung ernannt, und Grenier eilte nach Magdeburg um sich mit der Hauptmacht des Vicekönigs zu vereinigen. Dafür rückten am 26. März 7 Bataillons von der 31. Division von Dresden ein; nämlich vier Bataillons vom 3., 11., 105. und 127. Linienregiment, 1 Warschauer Bataillon und ein polnisches Regiment unter Bronikowsky. Mit diesem Tage war auch die preußische Avantgarde unter General-Lieutenant v. Kleist bis Treuenbrietzen vorgerückt. Nun unterblieb der weitere Wechsel der Truppen, die Befestigung dagegen wurde mit größter Lebhaftigkeit betrieben. Bis dahin hatte man nur 5 leichte Geschütze gehabt; aus Magdeburg ließ man 17 Stück 12pfündige Kanonen und 4 Haubitzen kommen. Man zog die zwischen Pretzsch und Prettin auf der Elbe liegenden Schiffmühlen an die Stadt, und die Wälle wurden verpallisadirt. Die Pallisaden waren aus dem Busch, der zur rothen Mark gehörte, geholt; am 31. März konnte dies nicht mehr ohne Hinderniß geschehn, da einzelne Abtheilungen Kosakken schon hier herumstreiften und die damit beschäftigten Arbeiter aufhoben. Das Schloß- und Elsterthor verrammelte man, das Elbthor blieb dagegen offen, während die Wallaufgänge zu beiden Seiten vermauert und durch die Häuser Nr. 11 und 21 rechts und links vom Thore Auffahrten auf den Wall gemacht wurden.

Die Magazine wurden mit Getreide, Stroh und Heu gefüllt und, da die Räume des Proviantshauses nicht ausreichten, hatte sich die Universität dazu verstehn müssen die Schloßkirche zu solchen Zwecken einzuräumen. Man wandte sich in dieser Noth nach Dresden um gegen dergleichen Uebergriffe geschützt zu werden. Aber was vermogte der Widerstand der dortigen Reichskommission, welcher der König das Land anvertraute, als er am 25. Februar seine Residenz verließ. Um die Neutralität zu behaupten und dem Kriege auszuweichen, der bei den Rüstungen Preußens und dessen Verbindung mit Rußland unausbleiblich war, hatte er eine Stellung zu den Parteien genommen, die auf die Dauer nur zum Nachtheil ausschlagen konnte. Er verschloß den dringenden Anforderungen der Verbündeten sein Ohr, aber, indem er den Pflichten als Fürst des Rheinbundes treu bleiben wollte, wagte er es doch nicht seine Streitmacht mit den Resten des französischen Heeres zu vereinigen. Er verlegte seine Streitmacht in die Festung Torgau, die den beiden Krieg führenden Parteien verschlossen blieb. Die Folge war, daß das Land mit ihm in diese Unentschloßenheit gezogen ward; denn durch eine fünfundvierzigjährige Regierung war der König, im Privatleben achtbar, als Regent rechtlich, seinen Landeskindern theuer geworden. Der Aufruf Körners an seine Landsleute die Sachsen, war mit großer Gewalt an ihr Herz getreten, und mit

Enthusiasmus hätten sie sich gern der deutschen Sache angeschlossen; aber die Rathlosigkeit der Behörden, die Sorge der Beamten um ihre Stellung und die Furcht vor der Wiederkehr Napoleons und seiner Rache ließen es zu keinem entschiedenen Aufschwunge kommen. Man las auch hier in Wittenberg die Proclamation des russischen Generals Benkendorf, die derselbe an den öffentlichen Plätzen in Jüterbog, wo bereits russische Infantrie stand, hatte anheften lassen, und darin sich als Freund und Befreier von französischer Tyrannei ankündete, aber über diese Stadt war bereits das Loos gefallen.

Der General Kleist war weiter gegen die Elbe vorgerückt. Der russische Oberbefehlshaber Graf Wittgenstein hatte die Absicht mit dem verbündeten Armee-Corps der Russen und Preußen das linke Elbufer zu betreten, um mit Winzingerode, der an dieser Seite des Flusses ein Corps aufgestellt hatte, sich in Verbindung zu setzen. Man mußte daher einen sichern Uebergangspunkt aufsuchen, der sich auch bereits in der Umgegend von Roslau darbot. Bei der Nähe von Wittenberg glaubte man Vorsicht anwenden zu müssen und Kleist erhielt den Auftrag gegen die Festung vorzugehn und, im Fall die Franzosen über die Elbe sich zurückzuziehen beabsichtigten, sie hart zu bedrängen, dabei ihnen keine Zeit zur etwaigen Zerstörung der Brücke zu lassen. Diese militairischen Maßregeln waren Veranlassung, daß Kleist am 2. April die nordöstlich gelegenen Dorfschaften besetzte und in Thiessen sein Hauptquartier nahm. Mit diesem Plane in Uebereinstimmung war das Vordringen der Kosakken, welche am 4. April bei Elster über die Elbe gingen um theils die gesuchte Verbindung mit Winzingerode zu bewerkstelligen theils auch die Festung vom linken Ufer aus zu beobachten. In dem Grade da die Verbündeten sich näherten, mußte auch der Eifer der Vertheidigung wachsen. Es erschien unbedingt nöthig die nächsten Hindernisse für dieselbe hinwegzuräumen. Den 28. März war den städtischen Behörden angekündigt, daß die Häuser in den Vorstädten, auf 900 Schritt (200 Toisen) Entfernung von der Festung niedergerissen oder abgebrannt würden. Man hatte sich auf dringende Vorstellung des Raths begnügt die Bäume und Umzäunung der Wohnungen hinwegzuräumen. Aber bei der Nähe der Belagerer konnte man sich nicht mehr damit begnügen; die Häuser wurden abgeschätzt und am 5. April den Bewohnern bekannt gemacht, daß sie bis 9 Uhr Morgens auf den andern Tag ihre Habseligkeiten in Sicherheit bringen müßten. Die Besatzung trat am Morgen auf dem Markte unter Waffen; das Elbthor wurde geschlossen und eine Abtheilung Sapeurs mit nöthiger Bedeckung rückte aus um diese traurige Zerstörung zu unternehmen. „Es ist ja, sagt J. Nitzsch in seinen Mittheilungen, eine bekannte und unvermeidliche Nothwendigkeit, daß der noch so schön und reich oder noch so dürftig eingerichtete Vorstädter einer

nahe bedrohten Festung sein heimathlich Haus räumen und den Flammen überlassen muß. Es fragt sich nur zunächst, wie viel Zeit und Besinnung man ihm läßt, und ob mit möglichster Schonung verfahren wird. Die 24 Stunden Zeit, die man zur Räumung bewilligte, wurden wenigstens bei fortgesetzten Abbrennungen kaum inne gehalten. Die Polen hatten Mitleid mit den oft noch überraschten Bewohnern, die Franzosen verfuhren herrischer." Hier gab es traurige Scenen; denn Manches sahen die Armen in Flammen aufgehn, was sie gern noch gerettet hätten, anderes wurde ihnen auch wohl von den Soldaten gewaltsam genommen. Am schlimmsten erging es denen, welche an der Grenze des bezeichneten Rayons oder etwas darüber hinaus wohnten. Aus Unkenntniß oder Zerstörungslust hatten die Soldaten dieselbe nicht unbeträchtlich überschritten, und verjagten gewaltsam mit Kolbenstößen diese Bewohner von Haus und Hof, die sich für vollkommen sicher gehalten hatten. Da die Häuser mehrfach noch mit Stroh gedeckt waren, auch ein heftiger Wind sich erhob, so griff das Feuer schnell um sich. Ein Glück für die Stadt, die leicht gefährdet sein konnte, war es, daß der Wind die Rauchsäulen seitwärts trieb. Am Abend dieses Tages lagen 200 Häuser in Asche. *) Die Trümmerhaufen rauchten noch am folgenden Tage und am 8. April riß man das Mauerwerk, welches stehn geblieben war, nieder. Hier traf man in den Gärten noch einzelne Familien; da sie kein Obdach hatten finden können, machten sie sich aus Stroh und Holzbündel kleine Hütten. Unter solchen Verhältnissen durften sie natürlich hier nicht länger weilen. Als ein günstiger Umstand für die Obdachlosen war es anzusehn, daß ein mildes und herrliches Frühlingswetter bereits eingetreten war und den Aufenthalt im Freien erträglich machte. Dieser Brand vom 6. April 1813 hat die Umgebung Wittenbergs wesentlich verändert. Wer die Straßen vor den Thoren vor jener Zeit gesehn hatte, fand später keine Spur mehr davon. Denn aus diesem Schutt und dieser Verwüstung sollte keine der Vorstädte am alten Ort wieder erstehn, und nur die Namen der Gassen und Wege deuten auf die vor Zeiten durch Häuser besetzten Plätze. Wie schwer mag es unter dem Druck der Erlebniße manchem der Vorstädter geworden sein die Trostpredigt am Palmsonntage (11. April) „Unser Leben auf Erden ein Stand der Erniedrigung, der uns zur Erhöhung führen soll" recht zu fassen. **)

Ein Blick auf den Plan belehrt uns, daß die am meist bewohn-

*) Der Plan giebt die niedergebrannten Straßen an: die ganze Amtsfischerei, die Häuser hinter dem Krankenhause, der größte Theil der Klausstraße, Sandstraße bis Schildhauer, Grünstraße, Häuser in der Gegend der drei Linden, Beyergasse.

**) Heubner, Predigten im Jahre 1813 und 1814. S. 19.

ten Vorstädte auf der westlichen Seite lagen, wo die sogenannte Amtsfischerei unmittelbar an das Schloßthor stieß und auf der linken Seite der nach der Ziegelei führenden Straße lag. Nach rechts schloß sich daran die Klausstraße von beiden Seiten mit Häusern besetzt, worunter das Haus des vierten Diaconus, und erstreckte sich bis an den rischen Bach. Mehr vertheilt und von Gärten eingeschlossen waren die Häuser, welche die Elstervorstadt bildeten; wie denn überhaupt der auf der nordöstlichen Seite liegende fruchtbare und für Gartenbau geeignete Boden zu zerstreuter Ansiedelung Veranlaßung gegeben hatte. Die Südseite hatte nur wenig Raum für den Anbau von Häusern geboten. Denn wie jetzt dehnte sich die Stadt schon seit ihrer Gründung längs der Elbe hin aus, durch einen etwa 400 Schritt breiten Anger von ihr getrennt. Die fast jährlich eintretenden Ueberschwemmungen verhinderten vor dem Elbthore die Erweiterung der Stadt, deren Gestalt, seitdem Wälle und Gräben darumgezogen waren, seit Jahrhunderten die jetzige Form zeigt, die bei einer Längenausdehnung von etwa 1500 Schritt von Westen nach Osten durchschnittlich nur den sechsten Theil davon in der Breite einnimmt.

Was aber noch mehr als die Zerstörung der Vorstädte einen wesentlichen Einfluß auf die Verhältnisse der Stadt gehabt hat, war, daß unter den drohenden Kriegsgefahren Studirende und Professoren dieselbe verließen. Jene waren, da man den Schluß der Vorlesungen im März beeilte, in ihre Heimath gegangen, und die Professoren wanderten nach dem kleinen überelbschen Städtchen Schmiedeberg aus, um dort wenigstens die Facultäts- und Prüfungsgeschäfte in einiger Ruhe fortzusetzen. Wittenberg gehörte zu den deutschen Städten, welche seit Jahrhunderten an der Universität (am 18. October 1502 von Kurfürst Friedrich dem Weisen gegründet) gleichsam ihr Alles hatten; mit ihr war der welthistorische Name der Stadt verflochten. Diese Kriegskatastrophe sollte aber das Ende der Universität herbeiführen; denn obwohl noch ein Lectionskatalog für den Sommer bekannt gemacht wurde, so konnte doch kein Zuhörer in die alten Hörsäle zurückkehren. *)

Die Belagerer schlossen nun die Stadt immer mehr ein; die rothe Mark war von ihnen besetzt und als eine Abtheilung der Besatzung am 5. April ausrückte um Pallisaden zu holen, wurde man schon handgemein, und ein polnischer Offizier tödtlich verwundet. Am 9. April zeigten sich auf den Weinbergen Abtheilungen von Cavallerie; ein Geschütz wurde aufgestellt und einige Mal auf die Stadt abgefeuert, wie

*) Im Tagebuche des D. Heubner finden sich Bemerkungen über seine Collegia, die er im Sommer mit einigen Studierenden fortsetzte. Er las Dogmatik in seinem Hause, am 3. Aug. mußte er das Auditorium räumen, den 3. Sept. schloß er seine Vorlesungen.

es schien, um die Schußlinie zu prüfen; die Besatzung hatte sich sogleich auf die Wälle begeben, um dem Angriff abzuwehren. Die Preußen behaupteten jedoch ihre Stellung nicht weiter, aber ihr Erscheinen an diesem Punkte gab Veranlassung auch die Häuser in dieser Gegend niederzubrennen, damit sie nicht zu einer gedeckten Stellung benutzt würden. Und wie nach Norden der freie Raum um die Festung immer mehr eingeengt wurde, so nach Osten und Westen, wo Husaren den Luthersbrunnen und Baumgarten besetzten. Am fühlbarsten für die Einwohner aber wurde der Einschluß jenseit der Elbe, wo der russische General Kasatschkowsky in Eutzsch sein Quartier genommen hatte. Er sollte von der Südseite die Franzosen bedrängen, und durch wiederholte Angriffe auf den am linken Elbufer befestigten Brückenkopf die Aufmerksamkeit von den Bewegungen der Truppen auf der Nordseite ablenken. Daher kam es auch hier zuerst zu ernsteren Attaken. Am 12. April stellten die Russen am sogenannten alten Elbdamme ihre Batterien die eine links mit 4 Geschützen, die andre rechts, wo jetzt die Windmühle steht, auf. Da ihre Kanonade dem Brückenkopf wenig Schaden zufügte, so wagten sie es oftmals durch den Pratauer Damm gedeckt in Sturmkolonnen gegen denselben vorzurücken, doch mußten sie bei den Fluthbrücken des Dammes, unter welchen sich umfangreiche Kölke gebildet hatten, diese umgehn, verloren dabei die Deckung und viele von den muthigen Angreifern mußten den Kartätschenladungen, womit die Franzosen den Damm bestrichen, unterliegen. Noch spät erinnerten sich die Pratauer eines russischen Officiers, der bei dem Hauptangriff am 16. April weit vorgedrungen war; zweimal hatten ihm die Franzosen, da er noch hinter dem Damm war, den Tschacko vom Kopf geschossen, lachend hat er ihn jedesmal wieder aufgesetzt, aber bei den Kolkblößen bekam er den Schuß in den Hals. Er ruht auf dem Kirchhofe jenes Dorfes.

Die Kriegsunruhe, welche in den Mauern der Festung herrschte und die bedrohliche Stellung, welche die Belagerer draußen eingenommen, stimmten wenig zu der Osterfeier, welcher man entgegenging. Denn seit der Graf Wittgenstein den Elbübergang bei Roßlau bewerkstelligt hatte, schien es ihm nöthig die Festung nicht blos zu blokiren sondern zu erobern, da sie, wie er meinte, in der kurzen Zeit nur mangelhaft könne hergestellt sein. Am Charfreitage, den 16. April, war er daher aus Dessau schon in Thiessen eingetroffen, und die Disposition zu einem in der nächsten Nacht auszuführenden Angriffe war bereits entworfen. Derselbe sollte im ganzen Umkreise der Nordseite von vier Punkten aus unternommen werden. Um 3 Uhr sollten alle Kolonnen zu ihrem Angriff bereit sein, während die Feuer der alten Bivouacks unterhalten würden um die Belagerten zu täuschen. Jede der vier Kolonnen, die in Trajuhn, Teuchel, bei der neuen

Mühle und in Piesteritz ihren Sammelplatz hatten, sollte vorrücken, sobald vom letztern Orte aus das Zeichen gegeben sei. Es handelte sich darum zunächst erst bis in die Vorstädte einzudringen und in denselben festen Fuß zu fassen; denn in den zerstreut liegenden Häusern derselben hatten die Belagerten ihre Vorposten aufgestellt. Ein wichtiger Moment für das Gelingen des Ganzen war sich der Ziegelei zu bemächtigen, welche die Franzosen wohl besetzt hielten. Denn durch diese sowie die höheren Elbufer war man gedeckt und konnte sich in der Nähe der Festung halten.

Noch am Abend des 16. April hatte man in Erfahrung gebracht, daß die Besatzung einen Ausfall beabsichtigte, um die Stauung des rischen Baches bei der neuen Mühle zu zerstören. Denn der Festung war das Trinkwasser, welches ihr von der nördlich gelegenen Hügelreihe zufließt, abgeschnitten. Man hatte daher, um nicht in dem größeren Vorhaben gestört zu werden, schon bei Zeiten die neue Mühle besetzt, aber es zeigten sich keine Feinde von der Festung aus, und die Verbündeten rückten ungehindert in die Punkte des Angriffs ein. Derselbe erfolgte zuerst von der Füsilier-Compagnie des Major Funk, die von Piestritz längs der Elbe vorging und bei der Scharfrichterei auf den Feind stieß; es gelang ihr ohne großen Widerstand bis zu der Ziegelei vorzurücken und sich sogleich zu behaupten, indem 2 Bataillone des 2. ostpreußischen Regiments bei der Scharfrichterei als Reserve stehen blieben. Dagegen stand ein harter Kampf der Kolonne bevor, welche von der neuen Mühle durch den Eichwald der rothen Mark vorrückte. Sobald ihre Scharfschützen den Rand dieses Wäldchens erreichten, stießen sie auf 800—1000 Mann unter dem General Bourdet, der allerdings nur die Absicht gehabt hatte durch die Schatzungsgasse in das Reinsdorfer und Rothemärksche Gehölz vorzudringen, um den abgeleiteten Bach wieder in die Stadt zu führen und zugleich Pallisaden für die Fortifikation zu holen. Das Feuern wurde heftig und im ersten Augenblick würden die Scharfschützen durch die Uebermacht zurückgedrängt; doch kaum war ihre Unterstützung herangerückt, so mußten die Franzosen der größeren Zahl weichen. Es fehlte nicht viel, so wären sie von der Festung abgeschnitten; nur die Dunkelheit unterstützte den Rückzug und in dem trockenen und tiefen Graben des Baches, in welchem sie eine günstige Deckung hatten, erreichten sie freilich nicht ohne Verlust die Verbindung mit den Vorposten der Festungswerke. Unterdessen war auch das Füsilier-Bataillon des colbergschen Infanterie-Regiments ohne großen Widerstand vom Weinberge und der alten Berliner Straße aus bis in die Vorstadt gedrungen, den Feind bis zum Glacis verfolgend. Als der Major Rekow das starke Feuer in seiner rechten Flanke hörte, schickt er sogleich eine Compagnie unter dem Hauptmann Hugo in den Rücken des Feindes,

um seinen Waffengefährten Luft zu machen. Diese Compagnie erhielt aber von dem in dem Graben liegenden Feinde ein sehr heftiges Feuer. Doch wurden wiederholte Angriffe gemacht, so daß Bourdet mit den Seinen dagegen nicht Stand halten konnte, und sie zwischen Gräben und Zäunen auf das Schloßthor zurückführte. Vor demselben hatte sich in dieser Zeit der Kampf um die Ziegelei gesteigert; dreimal von den Franzosen wieder erobert war sie doch zuletzt von den Preußen behauptet. Hierdurch, so wie durch den Rückzug des Bourdet ermuthigt, suchten nun Preußen und Russen weiter vorzudringen, aber vor dem Schloßthore trafen sie, obwohl sie von reitender Artillerie unterstützt wurden, auf einen tapferen Widerstand, der ein weiteres Vordringen unmöglich machte. Das zweistöckige massive Krankenhaus, welches beim Niederbrennen der Vorstädte stehen blieb, war durch einen Erdwall umgeben und diente wesentlich zur Vertheidigung (jetzige Hospitalschanze). In dies hatten sich die Franzosen zurückgezogen und vermochten bei einem mehrstündigen Kampfe sich mit Vortheil zu halten, da auch von den Festungswällen das Geschütz ihnen zu Hülfe kam. Der General Kleist sah sich bald veranlaßt seine Truppen aus dem mörderischen Kartätschenfeuer zurückzuführen und den Franzosen das Terrain innerhalb der abgebrannten Vorstädte zu räumen, die nun ihrerseits vordrangen und die Ziegelei niederbrannten und zerstörten, so daß diese Stellung für die Verbündeten verloren ging. Der von Trajuhn auf die am Elsterthore liegenden Vorstädte vorrückenden Kolonne hatte die Besatzung wenig Widerstand gezeigt. Um 2 Uhr Nachmittags hörte das Feuer von beiden Theilen auf. Die Vorstädte wurden von den Truppen so weit besetzt als man sie genommen hatte. Die beiden Bataillons des 2ten ostpreußischen Infanterie-Regiments lagerten am Eichbusche der rothen Mark. Das erste Bataillon des Regiments Colberg an dem Walde links des Eichbusches, das zweite Bataillon auf dem Weinberge und die beiden russischen Jägerregimente bei Trajuhn, zwischen dem Fußvolk die Kavallerie in entsprechenden Zwischenräumen. In diesem Gefechte wurden der polnische Oberstlieutenant Bonitzky, ein Capitain und 126 Mann von den Preußen zu Gefangenen gemacht, und außerdem zählten die Franzosen noch hundert Todte und Verwundete, während sie keinen Gefangenen einbrachten. Dagegen war der Verlust der Verbündeten, den diese auf 250 Mann anfangs angaben, doch zu gering veranschlagt, wenn anders dem triumphirenden Berichte der Franzosen, die ihn auf 17 Officiere und 600 Unterofficiere und Gemeine berechneten und am 23. April auf dem Markte der Garnison zu einem Vivat für ihren Kaiser bekannt machten, Glauben zu schenken ist. Die Franzosen sahen in diesem Erfolg einen Sieg. Und in der That hatte die entschiedene Vertheidigung auch auf den Graf Wittgenstein solchen Eindruck gemacht, daß

er seinen Angriffsplan später nicht mit der früheren Entschlossenheit fortsetzte. Es wurden in der Nacht vom 17. — 18. April vier Batterien, zwei größere mit 11 und 12 Geschützen und zwei kleine zu zwei Haubitzen erbaut, und nach ihrer Vollendung am andern Morgen der Adjutant von Strautz als Parlementair an den Gouverneur abgeschickt, der jedoch jede Unterhandlung von der Hand wies. Es war der erste Ostertag (18. April), die Gemeinde bereits zum Gottesdienst versammelt, das Hauptlied beendet und der Generalsuperintendent Nitzsch im Begriff die Kanzel zu besteigen; als die Belagerer aus 27 Geschützen eine plötzliche und heftige Beschießung der Stadt unternahmen, so daß die Versammelten die Kirche verließen um zu den Ihrigen zu eilen. „Ich führte, erzählt Nitzsch *), meinen Vater nach Hause und wir passirten um in sein Zimmer zu kommen die Linie einer soeben in die Wand gedrungenen Kanonenkugel, in deren nachgelassene Staubhülle wir noch eintreten mußten". Man war besonders bemüht mit Haubitzgranaten und Brandkugeln die Magazine in Brand zu stecken. Es entstand auch an drei Orten Feuer, welches aber gleich wieder gelöscht wurde, nur das Spritzenhaus in der Mittelgasse, dessen Boden mit Heu und Stroh angefüllt war, konnte man nicht retten. Uebrigens war der Erfolg der Kanonade unerheblich, die von der Besatzung auch wenig beantwortet wurde; lebhafter vertheidigte man sich am Brückenkopf gegen einen gleichzeitig von den Russen ausgeführten Angriff. Um 2 Uhr Nachmittags schwieg das Geschütz; die Bewohner konnten die Keller, in die sie sich mit ihren werthvolleren Sachen geflüchtet hatten, wieder verlassen. „Nachdem Wittgenstein gesehen, sagt Plotho **), welche Tapferkeit und Ausdauer es seinen Truppen gekostet hatte, um die äußeren Vorstädte zu erobern, und sich überzeugt hatte, daß diese mit tiefen Wassergräben, mit zahlreichen Kanonen und hinlänglicher Mannschaft vertheidigte Festung nicht ohne Belagerungsarbeiten zu erstürmen sei, so ließ er, als es dunkel geworden war, alle Truppen in ihre frühere Blokade-Aufstellung, nur mit dem Unterschiede, daß die Vorstädte bis unter das Glacis von den Vorposten besetzt wurden, zurückkehren." Hätte man nicht die Vertheidigungskräfte — aus Mangel an Munition hatte die Stadt 2000 Stück eiserne Gabeln mit langen Stielen zur Vertheidigung des Hauptwalles schaffen müssen — überschätzt und augenblicklich nicht Mangel an Wurfgeschütz ***) für eine Belagerung gehabt, so hätte sich Wittenbergs Schicksal wohl günstiger gestaltet.

*) Ein Stück Wittenberger Geschichte S. 5.

**) Plotho Bd 1. S. 77.

***) General Thielmann hatte den Plan von Wittenberg an Kleist gesandt, stand auch in lebhaftem Briefwechsel mit ihm aber das Ansinnen Wurfgeschütz zur Belagerung verabfolgen zu lassen hatte er abgelehnt.

Aber auch die Dinge auf dem großen Kriegsschauplatz hatten sich bereits geändert. Graf Wittgenstein erhielt am 19. April Abends die Nachricht: „der Kaiser Napoleon ist bei seinem Kriegsheere eingetroffen und beabsichtigt sich mit dem Vicekönig von Italien zu vereinigen um die Armeekorps von Blücher (damals noch in Altenburg) und Wittgenstein zu trennen und einzeln anzugreifen." Da nun die Verbindung der Armeekorps eine der wichtigsten Aufgaben in den militairischen Bewegungen war, so ertheilte Wittgenstein den Befehl den Marsch zur Vereinigung sofort anzutreten. Auch Kleist brach am 20. April auf, nachdem noch in der Nacht zuvor ein Versuch, der aber durch die Wachsamkeit der Sapeurs vereitelt wurde, gemacht war die Elbbrücke durch vier Brandschiffe anzuzünden. Er ließ ein schwaches Blokadekorps *) unter Major Sieholm zurück, welcher am 24. April durch die heranrückende Brigade des russischen General Harppe abgelöst wurde. Letzterer hatte die Weisung erhalten, sich mit v. Bülow in Verbindung zu setzen, welcher den Elbübergang bei Roslau behaupten sollte.

Da man in der Stadt noch immer wegen eines neuen Angriffs besorgt, auch ein fühlbarer Mangel an Lebensmittel eingetreten war, — der Gouverneur hatte die Vorräthe aufnehmen lassen, — so mehrte sich die Zahl derer, welche die Stadt verließen. Mehrere hundert hatten sich in den Ostertagen Erlaubnißscheine verschafft, welche der Gouverneur bereitwillig ausstellte; hatte er doch selbst in diesen Tagen die Absicht gegen 2000 Bewohner auswandern zu lassen, um Raum für die Kasernen zu gewinnen. Die Universitätsgebäude, das Augusteum und Fridericianum waren bereits in Lazarethe verwandelt, und schon am 18. April nach dem Bombardement den Belagerern durch große schwarze Fahnen bezeichnet; auch für die Quartiere der Soldaten mußten 13 Häuser geräumt werden, um sie mehr zu vereinigen und beaufsichtigen zu können. Denn es war wiederholt vorgekommen, daß die Wachposten zu den Belagerern übergingen, so am 23. April am Elsterthore vier Unterofficiere mit 50 Mann. Dennoch machte dies die Entschlossenheit des Gouverneurs nicht wankend. Eine Deputation des Magistrats hatte sich mit der Bitte die Festung zu übergeben an ihn gewandt um ein abermaliges Bombardement abzuwenden, ebenso waren von Seiten der Verbündeten am 24. und 27. April noch Parlementaire abgeschickt, die nicht undeutlich zu verstehn gaben, daß Sachsen im Begriff stehe sich ihrer Sache anzuschließen. Alles blieb erfolglos; dagegen wurden die Vertheidigungsmaßregeln nur gesteigert. Besonders betraf dies die Umgebung des Schlosses, und selbst die

---

*) Zwei Bataillone des 2. ostpreußischen Infanterie-Regiments, 1 Eskadron Husaren, eine reitende Batterie und ein Kosakken-Regiment.

Schloßkirche wurde in eine Art Citadelle verwandelt, indem man die Thüren vermauerte und mit Schießscharten versah. Auch die Hospitalkirche, links am Ende der Burgemeistergasse, gelegen wurde ihres Daches beraubt und bombenfest gemacht. Unter dieser Unruhe waren die letzten Tage des Aprils verlebt und man konnte nur mit Besorgniß der Zukunft entgegensehn, da die Belagerungsgeschütze von Berlin schon unterwegs waren und am 4. Mai in Kropstädt eintrafen. Da verbreitete sich am 5. Mai die freudige Nachricht, die Russen haben Pratau und die Umgegend geräumt. Es bestätigte sich auch, daß sie sich in Folge erhaltenen Befehls nach Wartenburg zurückgezogen und beim Uebergange die Schiffbrücke bei Elster zerstört hatten. Man hatte in den Tagen zuvor nach der Gegend von Halle und Leipzig starken Kanonendonner gehört, und schloß daraus, daß eine Schlacht müsse stattgefunden haben. Die polnischen Uhlanen rückten ungehindert über Pratau hinaus bis Kemberg vor. Die Dorfschaften benutzten sogleich die freie Passage und brachten Lebensmittel in die Stadt; aber sie mußten auch zu ihrem Leidwesen sehen, wie die französischen Lanciers ihre Viehheerden zu 30—40 Stück nach der Stadt zutrieben. Die Besatzung war nun von Neuem ermuthigt und unternahm am 6. Mai einen Ausfall, um auch das diesseits der Elbe stehende Belagerungscorps aus der nächsten Umgebung der Stadt zu verdrängen. Am lebhaftesten war das Gefecht in der Klausstraße, die preußischen Vorposten mußten sich zurückziehn, und die Franzosen nahmen ihnen die gedeckte Stellung in dieser Vorstadt, indem sie abermals 10 Häuser in dieser Straße und den anstoßenden Gärten niederbrannten und ihre Vorpostenkette vorschoben. Wodurch die Franzosen mit einem Male in so günstige Lage versetzt waren, daß der Einschluß der Festung zum Theil von den Verbündeten selbst aufgegeben war, das erklärte eine Estafette am 7. Mai von Düben, durch welche man die erste sichere Nachricht über den Ausgang der Schlacht von Groß-Görschen vom 2. Mai erfuhr. Die Franzosen waren voll Jubel, denn ihr Kaiser war wieder in der Nähe. Er hatte das Wort, was er seinen Marschällen und dem Heere als Trost zurückgelassen hatte, als er am 8. December 1812 zu Smorgoni den Schlitten bestieg um nach Frankreich zu eilen, gehalten: „Ich verlasse euch, aber um 300000 Mann zu holen.“ Sofort erscholl in den Straßen von den Adjutanten und dem Gouverneur selbst das vive l'empereur, die Garnison trat am Abend unter Waffen um ihrem Kaiser ein Vivat zu bringen und Victoria zu schießen. Man sah sich schon wieder im Geiste in Berlin und mancher Officier sprach es unverholen aus, wie sie dort Rache zu nehmen gedächten. Das betrübendste dabei war, daß die Bürger Wittenberg's mitjubeln sollten mit ihren Peinigern, welche doch nur die Maske *) falscher Freund-

*) Heubner, Predigten S. 271.

schaft vor sich trugen: man sollte gutheißen, was man duldete. Leider schien das Glück wieder ganz die ungerechte Sache zu begünstigen, und Napoleon verstand es alle Vortheile daraus zu ziehen. Vor Allem mußte der König von Sachsen das alte Bündniß erneuern. Er hatte sich nach Prag begeben um der schwierigen Lage der Verhältnisse unter Oestreichs Schutze zu entgehen. Aber der französische Gesandte am sächsischen Hofe Baron Serra verlangte schon am 6. Mai im Auftrage seines Kaisers augenblickliches Bündniß, die Vereinigung der sächsischen und französischen Truppen, die Oeffnung der verweigerten Festungen. Mit Nachdruck wurde hinzugefügt: „Wäre der König wider den Kaiser, so würde er Alles verlieren, was er hätte." Und am 12. Mai kehrte der König in seine Residenz Dresden zurück. Es kam Napoleon darauf an sein Opfer mit so viel Glanz zu empfangen und ihm so viel Schein äußerer Ehre zu erweisen als die Umstände nur immer erlaubten. Die französische Garde war vom Schlosse bis weit über die Stadtthore hinaus aufgestellt, Reiterei und reitende Artillerie stand bis zum Pirnaer Schlage. Der König hielt sich schon mit einem kleinen Gefolge zu Pferde bereit, als die Botschaft des Kaisers kam: „Er warte seiner um ihn zu umarmen." Unter dem Donner der Kanonen, dem Läuten aller Glocken und dem Zujauchzen der Garden ritt der König von Sachsen an der Seite Napoleons in die Stadt ein. Das war dem wahren Freunde des Vaterlandes schmerzlich. Denn was anders konnte diese Verbindung herbeiführen als neue Lasten, Druck der Fremdherrschaft, deren Qual Deutschland so lange geduldet hatte. Die Stimmung der Gemüther in jenen Tagen auch in Wittenberg lesen wir deutlich genug in den Worten von Nitzsch *): „Die Hoffnung auf den Tag der Freiheit war sehr herabgestimmt; die Pietät gegen den Landesherrn hatte nicht aufgehört, war jedoch durch seine erneute Allianz mit Frankreich schwer getroffen."

Die Blokade wurde von Seiten der Verbündeten nicht gleich ganz aufgehoben, die Kosakken ließen sich an verschiedenen Orten auch auf dem linken Elbufer sehn, es fanden auch kleine Scharmützel statt, aber das Vorrücken der französischen Armee mußte mit jedem Tage ihrem Unternehmen hinderlicher werden. Auch hatte v. Bülow seine Stellung an der Saale, bis wohin er durch günstige Erfolge seiner Waffen vorgedrungen war, bereits aufgegeben und sah sich genöthigt wieder das rechte Elbufer zu gewinnen um einen Angriff der Franzosen auf Berlin zu verhindern. Er nahm schon am 11. Mai sein Hauptquartier in Zahna. Ihm schloß sich die Brigade von Thümen an, welche am 13. Mai bei Dobien zusammengezogen war. Man recognoscirte die Festung, aber ohne weiteren Angriff zu unternehmen zog man sich jetzt tiefer in

*) Nitzsch, ein Stück Wittenberger Geschichte S. 7.

die Mark zurück. Damit war die erste Blokade Wittenberg's aufgehoben. Am 15. Mai rückten auch schon französische Truppen unter Marschall Victor und General Sebastiani ein, die nach einem kurzen Aufenthalt ihren Marsch auf Jessen richteten und jetzt noch einer Schlacht mit Bülow auswichen. Wäre Torgau nicht schon geöffnet gewesen, so hätten diese Durchmärsche noch viel mehr die Stadt belästigen müßen: so aber hatte Napoleon drei Uebergangspunkte bei Dresden, Torgau und Wittenberg gewonnen.

Der Kriegsschauplatz hatte sich geändert, und Wittenberg war nur insoweit von den Ereignißen berührt, als die Truppen ihren Marsch an der Stadt vorüber nahmen, in der Nähe Kantonnements erhielten oder auch die Garnison wechselte. Aber man verfolgte mit Besorgniß die Ereigniße in der Ferne. Waren doch die Zerstörungen, welche das Auge rings um die Stadt erblickte, und die fremde Macht, welche in den Mauern sich behauptete, drohende Zeichen, daß das Schicksal der Stadt noch nicht entschieden sei und mit der allgemeinen Lösung der Verhältnisse im innigsten Zusammenhange stehe. So lange noch der Kampf dauerte, hegte man Vertrauen zu der Tapferkeit der Preußen, und glaubte bei der allgemeinen Erhebung des Volkes an einen endlichen Sieg, obwohl man vorsichtig im Ausdrucke der Gesinnung sein mußte. Aber was das Herz bewegte, das wurde doch auch in einzelnen Fällen zur That. Und es mögen als Beleg die Worte aus der Predigt des Generalsuperintendenten Nitzsch *) dienen, in welcher er nach Vertreibung der Franzosen unter den obwaltenden Umständen veranlaßt war für eine allgemeine Landesbewaffnung, wie die Landwehr in Preußen, zu sprechen: „Auch mein jüngster Sohn **), der sich den Wissenschaften mit Erfolg gewidmet hat, ergriff mit Genehmigung der Seinigen freiwillig die Waffen für das Vaterland und verließ zu dem Ende das noch belagerte Wittenberg, und ich, so lange ich noch etwas aufzuwenden habe, werde ich es an meinen Beiträgen zu dem gemeinen Bedürfnisse nicht fehlen lassen. Meine Gemeinde weiß, daß ich dies aus keiner eiteln Nebenabsicht erwähne. Einer muß den andern aufmuntern, wenn der Geist der Vaterlandsliebe sich mittheilen und verbreiten und jeden, der etwas vermag, zu der nöthigen Anstrengung erwecken soll."

Die Nachricht von dem am 5. Juni zu Poischwitz geschlossenen Waffenstillstande erschütterte alle Gemüther. In Folge desselben hatte das Königreich Sachsen fast das ganze französische Heer in seinen Grenzen und war nach den vorangegangenen Kriegsschicksalen kaum im Stande so bedeutende Heeresmassen während einer längeren Waffenruhe zu er-

*) L. Nitzsch, zwei Predigten. S. 28.

**) Gregor Wilhelm Nitzsch, Prof. der Philologie in Leipzig † im Juli 1861.

nähren; denn von Schlesien hatte Napoleon nur einen kleinen und den unfruchtbarsten Theil zu besetzen. Man fürchtete daher, daß diese auf dem Königreiche ruhende Last — obwohl es damals 373 Quadratmeilen mehr als jetzt umfaßte — eine gleiche Stimmung wie im angrenzenden Preußen hervorrufen könne. Napoleon hatte wohl schon in Zeiten beim Einzuge in Dresden am 8. Mai gegen die Väter der Stadt eine drohende Sprache angenommen *): „Ich kenne Alles, was ihr während der Anwesenheit der Verbündeten gethan habt; ich weiß, welches feindselige Entzücken ihr an den Tag legtet, als der Kaiser Alexander und der König von Preußen in eure Mauern einzogen. Noch hängen an den Häusern die Reste der Blumengewinde und noch sind in den Straßen die Blumen sichtbar, welche eure Töchter den Monarchen gestreut haben: ich will indessen Alles vergessen." Das traurige Spionir- und Verfolgungssystem wurde mit allen seinen die Sittlichkeit eines Volkes verderbenden Uebeln wieder in Bewegung gesetzt. So heißt es bei Nitzsch **): „Man traute auch unseren Gesinnungen nicht. Wenn ich als Freitagsprediger die Kanzel bestieg, sah ich damals zur Rechten einen Adjutanten des polnischen Generals sitzen, der Deutsch verstand und einen deutschen Namen führte. Er schrieb sich hin und wieder Bemerkungen auf. Folgen davon habe ich allerdings keine verspürt. Der feine, höfliche Mann wollte mich offenbar nur einschüchtern und hindern, daß ich die Verhältnisse des Landes nicht zu unsanft berühren möchte."

Auch der D. Heubner macht eine ähnliche Bemerkung in seinem Tagebuche am 27. Juni (2. Sonntage n. Tr.), als er „über den Haß der Welt, den der Christ erfährt" gepredigt hatte: „Eine Stelle, in meiner Predigt ***) — Verdient ist der Haß, der den Tyrannen trifft, der Tausende und das Wohl von Tausenden seiner Herrschaft opfert — machte mich bei der Anwesenheit vieler Officiere, die deutsch verstanden, nachher besorgt, aber es geschah nichts." Er hatte schon einmal eine Untersuchung wegen der bereits oben erwähnten am Palmsonntag gehaltenen Predigt bestehen müssen. Er berichtet: „11. April. In der Predigt waren heute ziemlich viel Leute, auch viele französische Officiere, die ruhig zuhörten, ein paar mal ausgenommen, wo hinter mir welche plauderten. Um ½ 11 Uhr kamen zwei französische Officiere zu mir, Brunjanowski und Rogolla, und baten um das Concept meiner Predigt mit viel Artigkeit und Lob; sie sprachen gut deutsch. Ich gab es ihnen sogleich. Um 11 Uhr kam Brunjanowski wieder mit der Predigt und sagte: meine Predigt habe einige

*) S. Beitzke. 1, 396.

**) J. Nitzsch, E. St. Wittenb. G. S. 7.

***) Heubner, Predigten. S. 47.

verfängliche Worte enthalten und er habe deshalb die Predigt gefordert, zwar ständen die Worte nicht darin, doch habe er sie gehört; ich hätte einmal von Menschen geredet, die unsern Haß und unsere Verachtung verdienen, die ganze Predigt nehme Rücksicht auf die gegenwärtige Zeit und jener Ausdruck sei offenbar gegen sie gerichtet. Ich antwortete, ich zweifle sehr, daß ich diesen Ausdruck gebraucht, da so im Allgemeinen dieser Gedanke gegen meine Grundsätze streite, er müsse mir die Stelle im Concept zeigen. Ich behandelte ihn etwas en bagatelle. Er sagte dann, ich sollte ihn nicht verkennen, er thue es nicht um mir zu schaden oder mich zur Verantwortung zu ziehen, sondern um zu bitten vorsichtiger zu sein. Ich versicherte ihm, ich sei nicht revolutionär."

Die unheimliche Zeit des Waffenstillstandes wurde nun für Wittenberg um so schrecklicher als „es in den Händen falscher Freunde war, die es mit ihrer gewohnten Hast und rücksichtslosen Willkür in einen verhältnißmäßigen furchtbaren Vertheidigungszustand setzten." Hatte man doch den Plan die Festungswerke nach Norden bis an die Weinberge und nach Süden bis Pratau vorzuschieben, da man es zu einer Hauptfeste umzugestalten suchte. Wenn nun auch die erheblichen Kosten und die Kürze der Zeit dieses Unternehmen hinderten, so war es doch so schon den Ein- und Anwohnern furchtbar genug, wie man es trieb. Aus einzelnen Dorfschaften wurden ganze Heerden als Schlachtvieh in die Stadt getrieben; die Bezahlung, die durch Abschätzung in Aussicht gestellt wurde, erfolgte selten oder unzureichend. Da suchte man sich wenigstens am linken Elbufer zu helfen, indem man Kühe und Pferde in die entlegene Waldung der Straube trieb, und so den Augen der Franzosen entzog. Um die Stadt waren Tausende von Arbeitern beschäftigt, Pallisaden herbeizuholen, Erdarbeiten auszuführen, den Festungsgraben zu verbessern, und was sonst die Vertheidigung erforderte.

Bei den auftauchenden aber oft bald wieder verschwindenden Friedensgerüchten war das Gemüth in stete Unruhe versetzt. Wie leicht begreiflich, daß man in einer so kleinen Stadt, wo von Außen her nichts geboten war, was das Gemüth aus der düstern Anschauung herauszuheben vermochte, einen größern Drang fühlte das Gotteshaus zu besuchen. „Drückend war die Gegenwart, sagt Nitzsch *), schwerer noch der Druck der Zukunft, leichter daher schon damals und tiefer der Eindruck der Religion." Die Bibeltexte wurden wohl unwillkürlich den Zeitverhältnissen entsprechend gewählt und Trostworte wie „Liebe treibet die Furcht aus" und andere mögen die Spannkraft der Seele oftmals belebt haben. „Wiederholt, führt Nitzsch **) an, wurde beim

*) J. Nitzsch, Predigten. Vorwort.
**) Nitzsch, ein Stück Wittenberger Geschichte. S. 6.

Gottesdienst das Lied Paul Flemming's gesungen, „In allen meinen Thaten" und mit besonderer Zueignung der Vers:

Hat er es denn beschlossen
So will ich unverdrossen
An mein Verhängniß gehn."

Im Juli besichtigte Napoleon die Elbfestungen. Der Gouverneur verlangte, daß man den Kaiser auf die glänzendste Weise empfange. Man machte auch Anstalten dazu, und mancher nicht ohne Eifer. Galt doch für Mehrere Napoleon noch als der Mann des Jahrhunderts, der einen europäischen Beruf habe.*) „Ein sonst achtbarer und einsichtsvoller Mann brachte eine Anzahl von Töchtern der Stadt und eine Auserwählte dazu, an der Spitze der Behörden den furchtbaren Ankömmling mit französischer Anrede grüßen zu wollen. Der Kaiser war klüger und verbat sich jeden Empfang." Er musterte am 11. Juli die Garnison, sowie die Divisionen von Dufour und Vial, welche am linken Elbufer lagen und theilte bei der Parade auf dem Elbanger neue Ehrenzeichen aus. Da sahen ihn auch die Wittenberger auf dem welthistorischen Schimmel, als er in Eile die Wälle beritt, so daß sein Gefolge oftmals zurückblieb. Der Stadtrath benutzte den kurzen Aufenthalt Napoleons auf dem Schloße und wandte sich mit der Bitte um Erleichterung der Verpflegung der Garnison an ihn. In den Magazinen lag das Getreide, aber dennoch mußten es die Bürger für die Unterhaltung der Soldaten auffkaufen und nicht selten zu erhöhtem Preise. „Wie? rief er Berthier zu, die Stadt hat so lange Zeit die Garnisonen ernährt?" Und auf Bejahung dictirte er auf der Stelle den Befehl, daß die Strafcontributionen an Naturalien von Bremen und Hamburg her fürs Erste nach Wittenberg dirigirt würden. Den Bürgern aber ist dies niemals zu Statten gekommen. Auch von Seiten der Universität **) wurde eine Deputation an ihn geschickt, um weitere Uebergriffe in Benutzung ihrer Räume abzuwehren. Er bedauerte, daß die Universität in der Festung so schlecht placirt sei, versprach ihre Verlegung und erklärte sie unter seinen Schutz. „Doch kaum hatte der Kaiser die Stadt verlassen, als der Gouverneur in seiner Schonungslosigkeit nicht nur nicht inne hielt, sondern vielmehr noch weiterging." Nach anderer Mittheilung werden dem Kaiser die Worte in den Mund gelegt: Wittenberg hat aufgehört, eine Bildungsanstalt für junge Leute zu sein.

Wenige Tage nach der Abreise des Kaisers verlangte der Gouverneur die Räume, in welchen sich die Bibliothek der Universität befand, zu militairischen Zwecken herzugeben. Da half keine Widerrede. Zunächst beeilte man sich die Bücher in das gegenüberliegende Proviant-haus zu schaffen. Frauen und Kinder, denn andere Arbeitskräfte wa-

*) Nitzsch, E. St. Wittenb. G. S. 8.

**) Rettung der Wittenberger Universitäts-Bibliothek. S. 11.

ren wegen des Festungsbaus nicht zu haben, packten die Bücher in Säcke und schütteten sie aus diesen in dem angewiesenen Locale auf die Erde. Von weiterer Ordnung hierbei war nicht die Rede; nur hielt man noch darauf die academische und die v. Ponikau'sche Bibliothek in zwei getrennten Haufen zu scheiden. Der Ober-Kirchenrath in Dresden, an den man sich in dieser übeln Lage gewandt, gab Befehl die Bibliothek in Kisten zu packen, sie noch vor Ablauf des Waffenstillstandes, der inzwischen bis zum **10.** August verlängert war, auf der Elbe einzuschiffen und nach Dresden in die Souterrains der dortigen Kreuzkirche bringen zu laßen. Der Universitäts-Verwalter und der Probst Schleußner, der fast einzige zurückgebliebene ordentliche Professor, stellten eine Menge auswärtiger Tischler an und ließen, da anderweitig ausreichende Kisten nicht zu beschaffen waren, solche aus den alten Bücher-Repositorien anfertigen. Zwei Elbkähne waren aus Dresden bereis angelangt; aber die Verpackung nahm soviel Zeit in Anspruch, daß erst am 21. August Alles zur Abreise bereit war. Zum Schutze dieses werthvollen Besitzes — er bestand aus 333 großen Kisten, in denen sich zugleich die lebensgroßen Bilder Luthers und Melanchthons aus der Schloßkirche befanden — dienten vier National-Gardisten, Dresdner Bürger. Dem damaligen Unterbibliothekar Gerlach, spätern Professor der Philosophie zu Halle, war der Auftrag ertheilt sich ungesäumt nach Dresden zu begeben und beim Eintreffen der Bibliothek für die Unterbringung in den angewiesenen Räumen zu sorgen. In der Befürchtung, daß bei den schon begonnenen Feindseligkeiten die Schutzwache nicht ausreiche und die Kähne in fremde Hände gelangen könnten, faßte er den Entschluß sich nicht von der Bibliothek zu trennen, und beachtete nicht die Unbequemlichkeiten der Reise, welche die herrschende Windstille und ein hartes Strohlager verursachten. Am dritten Tage nach der Abfahrt war man erst in Torgau, wo der Commandant die Fortsetzung der Fahrt hindern wollte, da kam ein Paß von der höchsten französischen Militairbehörde ausgestellt zu statten. So war man endlich am 25. August 3 Stunden unterhalb Meißen und hatte noch 4 Meilen bis Dresden vor sich. Ein günstiger Wind schien die Fahrt beschleunigen zu wollen, denn mit Hülfe desselben hatte man die starken Strömungen und Biegungen der Elbe zwischen den Felsen oberhalb Seuselitz leicht überwunden. Schon war man frohen Muthes binnen 5 Stunden am erwünschten Ziele zu sein, als man einer Kolonne französischer Kavallerie von Meißen kommend ansichtig wurde. Dem kommandirenden Officiere, einem General-Adjutanten des Kaisers waren die Kähne nicht entgangen; es dauerte nicht lange, so war er zur Stelle, und nach heftigem Wortwechsel — es sollte nämlich bei Lebensstrafe des Führers jetzt kein Kahn mehr auf der Elbe fahren — gebot er nach Einsicht des Passes nicht weiter zu fahren, und schrieb

zur Sicherstellung seinen Befehl auf denselben. Glücklicher Weise fand sich in der Nähe eine Bucht durch Berge und Gebüsch verdeckt. Der Custos faßte diesen Versteck in's Auge und ließ einstweilen die Kähne hier unterbringen, die Masten niederlegen, und eilte selbst über Meißen nach Dresden, um die Behörde von seiner Lage zu unterrichten. Hier traf er Alles in größter Unruhe und Verwirrung bei der Aussicht auf eine bevorstehende Schlacht. Der Präsident des Kirchenraths, Freiherr v. Ferber, berieth mit ihm die Bücher ausschiffen und im nächsten Orte unterbringen zu lassen. Zufriedengestellt durch die Zusicherung des Freiherrn: „Ich garantire Alles, was zur Rettung der Bibliothek und der Schiffe von ihnen gethan wird“ verließ Gerlach am 26. August früh noch ungehindert Dresden, welches die französische Armee schon besetzt hielt. Als er bei seinen Fahrzeugen anlangte, war die Schiffsmannschaft im Begriff dieselben zu verlaßen, da die Bauern des benachbarten Dorfes schon gedroht hatten, wenn sie nicht abführen, die Kähne zu versenken. Nach kurzer Berathung wurde der Entschluß gefaßt in Seuselitz ein Unterkommen zu suchen. Mit Hülfe des Besitzers von diesem Rittergute, — vor Zeiten ein Frauenkloster, nur 800 Schritt von der Elbe entfernt, — gelang es die Kisten während der beiden folgenden Tage in dem Gartensaale des Schloßgebäudes unterzubringen. Freilich waren bei der Ausladung noch manche Fährlichkeiten zu bestehn, da nach der Dresdner Schlacht die Aufmerksamkeit der Russen ebenso wie der Franzosen auf die Kähne gerichtet war. Den ersteren kamen die leeren Kähne zu statten, um sich vor den Franzosen auf das linke Elbufer zu flüchten; hierauf überließen sie die Fahrzeuge ihrem Schicksal, die von den Franzosen aufgefangen und bei Merschwitz verbrannt wurden. Die Bibliothek hatte ihren sichern Ort gefunden, aber wäre fast hier noch ihrem rechtmäßigem Besitzer streitig gemacht. Denn eines Tages nicht lange nach der Leipziger Schlacht kam der Major v. Falkenhausen und verlangte sie als Beute auf sächsischem Boden für die Breslauer Universität herauszugeben. Der Custos widerstand dieser Zumuthung und obwohl fast zwei Wochen bei seiner versiegelten Bibliothek als Arrestant festgehalten, gelang es ihm doch, indem er die Hülfe der Universität in Schmiedeberg in Anspruch nahm, diesen Schatz derselben zu erhalten. Allerdings blieb sie noch lange auf dieser Wanderschaft, denn erst nach Regulirung der politischen Verhältniße konnte sie nach Wittenberg zurückgebracht werden.

In den Tagen des Waffenstillstandes wurden die Sachsen unter den ganz eigenthümlichen Verhältnissen, in denen sich das Land befand, zu einer Feier gezwungen, bei der ihr Herz nicht betheiligt sein konnte. Das Napoleonsfest war bei den Franzosen bereits ein nationales und in den größeren Städten mutheten sie ihren Freunden überall zu dies mitzubegehn. Auch in Wittenberg war dies der Fall. „Der

Umstand, sagt Nitzsch, daß die polnische Legion einen Feldpriester hatte, (der ja sonst in der französischen Armee nicht vorkam) bewog den französischen Gouverneur eine kirchliche Feier zu verordnen und die Behörden dazu einzuladen. Antheil an der Messe konnte uns ja nicht angesonnen werden, der alte Pater aber, der beim D. Heubner im Quartier lag, belehrte uns, es sei keine eigentliche Messe, sondern nur ein salvum fac imperatorem, und bei diesen Worten, so setzte er schalkhaft hinzu, dürften wir ja nur an unsern König denken. Er kannte unsere Gesinnung. Da wurden wir denn doch Zeugen von dem unsere altehrwürdige Kirche erfüllenden vive l'empereur, welches der General mitten in der kirchlichen Handlung ausbrachte, und wozu Trommel und präsentirtes Gewehr den Chor hergaben."

Die Unterhandlungen Napoleons mit seinen Gegnern hatten keinen erwünschten Erfolg; Oestreich, auf welches er dabei gerechnet, war zu den Verbündeten getreten, und hatte am 12. August den Krieg erklärt. Ein großartiger Kriegsplan zur Vernichtung der französischen Heereshaufen war entworfen. Für den größten Theil der Nordarmee unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Schweden Bernadotte war bestimmt sich bei Treuenbrietzen zu sammeln und dann die Elbe zwischen Torgau und Magdeburg zu überschreiten um geradeswegs auf Leipzig loszurücken. Von Seiten Napoleons war der Plan, von Dresden, als Mittelpunkt seiner Stellung, die Verbindung der drei großen Heere der Verbündeten zu verhindern und die Gegner einzeln anzugreifen. Der Marschall Oudinot hatte in Folge dessen die Aufgabe in die Mark einzurücken und Berlin zu nehmen, zu seiner Unterstützung sollte die Division Girard von Magdeburg aus aufbrechen. In diesem beiderseitigen Kriegsplane lag Wittenbergs Geschick mitverzeichnet, und die sich daran knüpfenden Folgen sollten gerade wieder für diese Stadt sich am traurigsten gestalten.

Mit Wiederbeginn der Feindseligkeiten hatte die Division Dombrowsky die diesseits der Elbe gelegenen Dorfschaften besetzt. In der Stadt bildete seit Ende Mai das 123. und 124. Linien-Regiment die Besatzung, worunter viele Holländer waren, dazu kam 1 Compagnie Polen und Italiener sowie Portugiesische Reiterei. Den 21. August schwärmten schon die Kosakken vor der Front der Nordarmee und kamen bis in die Nähe von Wittenberg, so daß ein Vorpostengefecht bei Bosdorf und Weddin stattfand, wobei diese Dörfer in Brand geriethen und ein polnischer Oberst im Gefecht blieb. Aber bald sah es auf dieser Seite der Elbe noch kriegerischer aus; denn der Marschall Oudinot nahm nach der Niederlage von Großbeeren seinen Marsch auf Wittenberg, und am 29. August war er schon in der Nähe desselben. Gleichzeitig hatte sich auch Girard nach dem verlornen Treffen von Hagelberg hierher zurückgezogen, er selbst war am 28. August verwun-

det angekommen, während die Division bei Dobien Stellung nahm. Es entstand bei dieser plötzlichen Anhäufung von Truppen ein Brodmangel, der eine unglaubliche Höhe erreichte, obwohl man vom linken Elbufer der Kreisstadt in thätigster Weise zu Hülfe kam; denn der Marschall Oudinot sah sich bei dem Heranrücken der Nordarmee genöthigt immer näher unter die Kanonen der Festung zu kommen und nahm am 3. September in Teuchel sein Hauptquartier. An demselben Tage noch unternahm General Borstel eine Recognoscirung über Zahna und Euper; es entwickelte sich ein heftiges Gefecht im Angesichte der Stadt auf der Schmalbecker Mark, was jedoch bald abgebrochen werden mußte, da das ganze französische Armeecorps aufgestellt wurde. Zahna litt an diesem Tage besonders, wo 90 Häuser in Asche gelegt wurden. Den 4. September traf Ney ein um den Oberbefehl zu übernehmen. Nach gehaltener Musterung und Anrede ließ er die preußischen Vortruppen bei Euper angreifen und über Woltersdorf hinaus treiben, wobei sie an 400 Mann verloren, aber ohne die Verfolgung fortzusetzen nahm er seine Richtung auf Zahna. Die Schlacht von Dennewitz am 6. September entschied für immer über das Unternehmen der Franzosen gegen Berlin. Die geschlagene Armee nahm in völliger Auflösung ihre Flucht auf Torgau. Durch einen Vertrauten ließ Ney dem General Lapoype die Nachricht zukommen: „ich bin nicht mehr Herr der Armee, sie versagt mir den Gehorsam und hat sich selbst aufgelöst. Nehmen Sie, Herr Commandant, danach ihre Maßregeln.“ Den fürchterlichen Kanonendonner der Schlacht hatte man in der Stadt wohl vernommen, aber der Ausgang derselben war noch nicht bekannt. Eine dumpfe Stille von mehreren Tagen folgte, wo man sich blos fragend ansah und schweigend antwortete, bis das Wiedererscheinen der Kosakken den Hergang errathen ließ. Der Gouverneur gab Ordre alle verwundeten Officiere und Soldaten, welche nicht zur Garnison gehörten, nach Leipzig zu bringen. Die Löschanstalten müßen in Bereitschaft gehalten werden, das Läuten ohne besondere Erlaubniß wird untersagt, sowie das Betreten des Walles. Und am 12. September verlangte der Gouverneur die Pfarrkirche zu räumen ungeachtet der dringenden und feierlichen Gegenvorstellungen von Seiten der Geistlichen und Civilbehörden. „Doch erhielt ich, sagt der Generalsuperintendent Nitzsch *), vom Gouverneur auf mein Ansuchen das Versprechen, daß nicht nur der Altarplatz, Kanzel und Orgel geschont, sondern auch die Sakristei und deren ebenfalls gewölbte Vorhalle uns überlassen bleiben sollten; wobei es denn auch, späterer Gegenanregungen ungeachtet, glücklicherweise verblieben ist. Denn in der Sakristei wurden nebst andern Sachen drei besondere Archive verwahrt. Während der Räumung der Pfarrkirche wurde die Communication von

*) L. Nitzsch, Pred. Nachschrift. S. 32.

Seiten der Sakristeihalle und des Altarchors mit dem Schiffe der Kirche, dort durch Vermaurung des Eingangs, hier durch Aufthürmung der mittleren mobilen Kirchenstühle innerhalb des Gitters verbaut und gehemmt. Doch mußten bald auch die befestigten Stühle sämtlich abgebrochen und hinweggeschafft werden, und der ganze untere Raum des Schiffs wurde nun einige Tage lang zu einem Lazarethe und, da hier die Kranken nicht mehr sicher waren, zur Aufbewahrung von großen Getreidevorräthen gebraucht." Schmerz und Unwille sprach sich hierüber in vielen Stimmen aus, zumal die Kirche noch nicht volle zwei Jahr seit ihrer Wiederherstellung (sie war 1806 stark mitgenommen) im Gebrauch war. D. Heubner erinnerte später in seiner Predigt am 2. Sonntag nach Epiph. an das Urtheil einzelner, wie er es in diesen Tagen gehört, „Gott behandelt uns so, als ob wir's nicht werth wären ein Gotteshaus zu haben" in zubeherzigender Weise. Das waren die Vorboten der zweiten Blokade; und wem es möglich war, suchte ihr schon jetzt zu entgehn.

Nachdem der Kronprinz von Schweden am 8. September sein Kriegsheer hatte unter Waffen treten und für den großen Sieg nach dem üblichen Kriegsbrauche ein feierliches Dankfest begehen laßen, lag es nun in der Vorschrift des allgemeinen Planes mehrere Uebergänge über die Elbe vorzubereiten und Wittenberg von der Nordseite einzuschließen. Die Befehle an die Commandeure waren darauf gerichtet und die Bewegungen der Truppen begannen. Aus dem Hauptquartier in Seyda lautete der Befehl vom 11. September *): „Der General Tschernitschef läßt durch seine Vordertruppen die Dörfer Reinsdorf, Piesteritz und Apollensdorf besetzen und hat mit dem General v. Hirschfeldt mündlich zu verabreden, wie das Feuer am erfolgreichsten gegen Wittenberg einzuleiten ist um die Stadt anzuzünden. Das Feuer fängt um Mitternacht an und, wenn das Geschützfeuer wirksam sein, und der Brand sich an mehreren Orten in der Stadt verbreiten sollte, so hat der General Tschernitschef an den Kommandanten einen Parlementair zu senden, der ihn sich zu ergeben auffordern und ihm im Namen des Kronprinzen alle Vortheile, die er selbst wünschen sollte, zusichern kann, selbst den eines freien Abzuges mit allen Kriegsehren." Dem General Bülow war aufgetragen eine Compagnie Pioniere bereit zu halten und 2 Mörser, 2 Haubitzen und 4 Stück 12pfdge Kanonen zur Belagerung aus Spandau herbeischaffen zu laßen. Darauf wurde schon am 14. September Bülow die Belagerung allein übertragen, mit der Weisung alles aufzubieten um Wittenberg unbedingt zu nehmen „denn solange diese Stadt in den Händen der Franzosen sei, bleibe Berlin gefährdet und die Nordarmee in ihrem Vorrücken gehin-

*) Plothe. Bd. 2. S. 301.

dert." Die Zeit bis 24. September verstrich nun mit Aufstellung der Truppen, welche im großen Halbkreise die Dorfschaften auf der Nordseite besetzten, wobei sie sich allerdings in keiner beneidenswerthen Lage befanden. Mente *) führt darüber an: „Außer wenigen zurückgebliebenen Bewohnern enthielten die umliegenden Dörfer kein lebendes Wesen mehr und ebensowenig auch nur noch eine Getreide-Garbe oder Kartoffel. Aus dem Material eines nahen Kiefernwaldes mit Hinzunahme von Dachschoben der Scheunen des Dorfes erbauten wir die Hütten des Lagers, welche um so solider errichtet werden mußten, da das Herbstwetter sich bereits sehr unangenehm bemerkbar machte." Zugleich wurde eine Schiffbrücke bei Elster geschlagen. Am 24. September nahm der kommandirende General sein Hauptquartier in Rüdersdorf und ertheilte den Befehl, daß die vierte Brigade unter v. Thümen, welcher den linken Flügel commandirte, vom Lutherbrunnen bis zur Grünstraße, sowie auf dem rechtem Flügel das Corps unter General Hirschfeldt den Feind Nachmittags angreifen und aus den nächsten Dörfern und Vorstädten in die Stadt zurückwerfen sollten. Die Civilbehörden waren gerade um diese Zeit auf das Schloß vor den versammelten Conseil beim Gouverneur beschieden, um über eine gezwungene Anleihe von 50000 Thaler, die jener einige Tage zuvor verlangt hatte, zu verhandeln. „Wir hatten uns unterstanden, so heißt es in Adlers Tagebuche, die Sache unthunlich zu finden, bekamen aber für diese ganz unerhörte Vermessenheit, wie man es nannte, nun einen ebenso unerhörten Verweis, und es schien augenblicklich etwas zweifelhaft zu werden, ob es hierbei sein allgemeines Bewenden haben sollte, als die Unterhaltung auf einmal durch feindliche Kanonenkugeln unterbrochen wurde. Es war ein Angriff der Preußen auf die Vorstädte, der nun allerdings noch an diesem Tage der sorgenvollen Administration, welche die hiesige Garnison zeither über sie geführt hatte, ein Ende machte. Wir nahmen unsern Rückweg vom Schloße unter Kanonendonner, indessen störten die damit vermischten Kanonenkugeln die Ordnung der Procession nicht wenig; meine Bürgermeisterwürde kam dabei im eigentlichen Sinne in's Hintertreffen, während der Rathsbote den Rückzug an der Spitze commandirte." Eine Randbemerkung im Tagebuche an dieser Stelle läßt überhaupt einen Blick in die schwierige Lage des Raths thun, denn es heißt, gelegentlich habe der Gouverneur geäußert: „Er wisse eigentlich nicht, was ihn abhalte einen oder den andern von uns erschießen zu lassen; denn er habe Macht über Leben und Tod. Worauf wir ihm jedoch erklärten, daß er es damit halten könne, wie er es für gut befinde, indem in einer solchen Lage das Leben keinen Werth mehr für uns habe." Die Besatzung hatte sich

*) Mente, von der Pike auf. S. 163.

bei diesem Angriff hinter den Festungswall zurückgezogen und erwiderte anfangs denselben nicht; erst nachdem sie sich von ihrer Ueberraschung erholt hatte, suchte man durch Anwendung des groben Geschützes den Belagerer in gemessener Ferne zu halten; doch war bereits auf der Westseite eine halbe Batterie unter Premier-Lieutenant Baumgarten so kühn vorgedrungen, daß sie auf 800 Schritt Entfernung von der Schloßfront ein lebhaftes Feuer eröffnet, daher auch die Häuser unweit des Schloßes von den Kugeln getroffen wurden. Mit dem anbrechenden Abend hörte die Beschießung auf. Die Nacht vom 24.—25. September wurde nun sogleich benutzt gegen den oberen (östlichen) Theil der Festung eine Parallele zu eröffnen in der Ausdehnung von der Elbe bis zum Labetzer Bache und von hier bis zum Trajuhner Weg. In dieselbe wurden drei Batterien vertheilt, so daß die englische mit 6 Wurfmaschinen für Congrevische Raketen unter Capitain Bogue die Mitte einnahm, während zur rechten die preußische mit 2 Haubitzen und zur linken die russische mit 4 Einhörnern ihre Aufstellung erhielten. Am 25. September war man noch mit den Arbeiten beschäftigt, zumal die Anlage der englischen Batterie mehrfache Vorsicht für die Bedienungsmannschaft erforderte; auch wurde die Parallele noch erweitert und die Einschließung nach Norden fortgesetzt, um zwischen der Straße nach Teuchel und der Bruchstraße, sowie der Belziger und Sandstraße mehrere Batterien aufstellen zu können. Die Belagerten machten bis jetzt wenig Anstrengung diese Arbeiten zu stören; der Obr. Treussart urtheilte, daß die Batterien in zu großer Entfernung aufgestellt seien, um dem Festungswerke selbst Schaden zufügen zu können, und so lange das Bombardement nur der Stadt galt, wollte man die Munition sparen. Da jedoch aus dem Ganzen ersichtlich war, daß der Angriff von der Ostseite stattfinden werde, so ließ man die Kranken aus dem Augusteum in die Kirche bringen. Die Bürger selbst hatten noch immer der Hoffnung sich hingegeben, daß die Preußen mit der Stadt menschlich verfahren würden, da sie in den Vorstädten auf die Lage der Bedrängten Rücksicht genommen hatten; auch hatte verlautet, daß der König Friedrich Wilhelm III. die frühere Beschießung gemißbilligt habe. Aber bei dem unbeugsamen Willen des Gouverneurs, der auch eine günstige Capitulation von der Hand wies, wurde Wittenberg den größten Gefahren eines Bombardements ausgesetzt. Dasselbe begann um 9 Uhr den 25. September Abends und dauerte ununterbrochen bis früh 3 Uhr. Jetzt sollte man erkennen, in welcher traurigen Lage die Bewohner einer kleinen Festung sind, der es an ausreichend gewölbten Gebäuden mangelt, um die Hülfe suchenden aufzunehmen. Wittenberg ist aber in solchem Falle um so schlimmer daran als die Straßen der Länge nach aufeinanderstoßen und so die Geschoße weniger Hinderniß finden in der Stadt einzudringen. Die Keller boten daher

den einzig sichern Zufluchtsort. Die hohen Wälle, welche auf der Ostseite die Häuser so decken, daß man außerhalb nur ihre Dächer gewahr wird, dienten vielen Geschoßen in diesem Falle zum Kugelfange. Dagegen erregten die congreveschen Brandraketen durch das ungewöhnliche Geräusch und Gesaus, das sie beim Aufsteigen verursachten, sowie durch den hellen Lichtschein, da sie wie feurige Drachen mit einem langen Lichtschweife durch die Luft zogen, bei den eigenen Truppen Erstaunen und versetzten die Bewohner wegen ihrer Zündkraft in den größten Schrecken. „Unser gesammtes Bivouacq-Personal, erzählt Mente, hatte sich auf dem Weinberge versammelt und betrachtete mit Wahlgefallen dieses nächtliche Feuerwerk, welches übrigens resultatlos, wenigstens insofern blieb, als keine Feuersbrunst in der Stadt entstand." Welch ein Contrast der Gefühle tritt uns entgegen, wenn wir daneben in Adlers Tagebuche lesen: „Aus Müdigkeit schon seit einer Stunde vor Beginn des Bombardements im Bett und Schlafe ward ich mit dieser schrecklichen Nachricht geweckt und ein einziger Blick zum Fenster hinaus, der mir gleich mehrere in die Stadt hereinfliegende Brandraketen zeigte, überführte mich von der Wahrheit. In der größten Eile flüchtete ich mit meinem zum Theil schon schlafenden Kindern in den Keller, wo auch noch einige Nachbarn Zuflucht suchten. (Er wohnte ziemlich am Ende der Bürgermeistergasse rechts). Allein wir waren noch keine ganze Stunde daselbst, als ein fürchterliches Prasseln und Knallen in meinem Hause und ein dichter Dampf und Rauch, der es sogleich erfüllte, bewies, daß die Herren Preußen auch mir eine unverdiente Ehre erzeigt hatten. Es waren zwei Haubitzengranaten, die einen großen Theil des Daches zerschmettert hatten und auf dem Boden (jedoch ohne zu zünden) zersprungen waren. Ernst (der Sohn), welcher am Berliner Pförtchen gestanden und die Ankunft dieses Besuchs gesehn hatte, kam sogleich zurück, fiel aber im Uebermaße seiner courageusen Eilfertigkeit die ganze Kellertreppe herunter; und gleiches Schicksal hatte beinahe auch mein Ph. m. Galey (Offic. der Einquartierung), der ebenfalls, angeblich um mich zu beruhigen, eigentlich aber wohl mehr um dem Keller näher zu sein, nach Hause kam. Dieses Bombardement dauerte von 9 Uhr Abends bis früh gegen halb 4 Uhr und verursachte sogleich in den ersten Stunden ein Feuer auf der Jüdengasse. Zuerst war der östliche Theil der Stadt dem Geschütz hauptsächlich ausgesetzt, bald aber fingen auch 2 Batterien aus der großen Bruchstraße an zu feuern, die der Gegend meiner Wohnung vorzüglich gefährlich waren, sodaß kein Haus meiner Gasse verschont blieb. Das Unerwartete dieses ganzen Ereignißes verbreitete über die Stadt einen so heftigen Schrecken, daß Alles unter die Erde flüchtete und auch bei dem entstandenen Feuer nur wenig Menschen thätig waren. Selbst diese wenigen waren so betäubt, daß man von ihnen statt des sonst bei solchen

Gelegenheiten gewöhnlichen Schreiens nur zuweilen ein ängstliches Rufen nach Wasser zum Löschen hörte, wie sie denn auch, da man hauptsächlich nach den Feuerstellen schoß, uuunterbrochen in der größten Lebensgefahr waren. Meine Frau und Kinder zeigten die ganze Nacht mehr Muth als ich erwartet hatte und, da ich in Ansehung der Bomben, womit wir zuletzt noch servirt wurden, die Gefahr besser kannte als sie, so kann ich wohl glauben, daß mir dabei manches bedenklicher sein mußte als ihnen. Mit Gefühlen der Dankbarkeit für unsere und unserer Hütte Erhaltung bereiteten wir uns nach dem Ende des Bombardements in dem Keller unsere Lager, die nun freilich diesmal schlecht waren, wo wir aber doch in den Armen des Schlafes sowohl die überstandenen als die uns noch bevorstehenden Gefahren glücklich vergaßen. Schüchtern brachen wir früh aus unserer unterirdischen Wohnung heraus, nur um noch alles Bewegliche vollends in den Keller herunterzuschaffen und ihn ordentlich zu unserer künftigen Wohnung einzurichten. Mit Verwunderung sah ich auch bei dieser Gelegenheit eine alte Fliegenklatsche mit halbem Stiele herunterwandern, ob ich schon nachher noch manches von Werthe oben in der besten Ruhe liegend fand. In den Oberstuben wurden nun die Fenster, von denen schon einige in der gestrigen Nacht von den zersprungenen Granaten zerschlagen waren, ausgehoben und in den untern die Fensterladen zugemacht. Unsere Einquartierung, die schon gestern nichts zu essen bekommen hatte, zog heute, als sie diese Anstalten sah, in aller Stille wieder ab. Gegen Abend ließ ich meiner Frau und Kindern hinter meinem Garten an der Wallmauer ein Strohlager machen, wo sie während des diese Nacht abermals wahrscheinlich zu erwartenden Bombardrments sein sollten." Am meisten war die Jüdengasse den Geschossen ausgesetzt gewesen und während man auf den andern das Feuer im Anfange (so bei Dorno in der Collegiengasse) hatte löschen können, griff es hier so um sich, daß mehrere Häuser (348 Böttcher Schulze, 349 Tuchmacher Weck) nebst den Hintergebäuden von den Nachbarn ganz niederbrannten. Als ein besonderes Glück war es anzusehn, daß Niemand ums Leben kam, wie wohl dasselbe doch sehr gefährdet war, und Giese in seinem Tagebuche berichtet, daß sein Sohn Karl durch das Zerspringen einer Granate am rechten Fuße schwer verwundet wurde. Die Belagerer waren nun, da im Ganzeu der Erfolg ihren Anstrengungen nicht entsprach, bemüht den Angriff zum Theil aus größerer Nähe zu erneuern. Man hatte bereits eine Parallele auf der Westseite eröffnet in der Nähe der rothen Mark und zwar in der Richtung nach der Apollensdorfer Straße. Dieselbe war bis zum 27. September nur nothdürftig ausgeführt, so daß das Einfahren der Geschütze nicht ohne Gefahr vor sich ging, da die Belagerten gerade die Punkte als Zielscheibe sich ersahn und mit Glück trafen, von wo ans die meiste Gefahr drohte.

In diesen Nächten wurden von den Preußen auch wiederholt Versuche gemacht die Elbbrücke, welche damals noch aus lauter Holzwerk bestand in der Nähe des jetzigen Buhnenhauses, durch Brander anzuzünden; denn es war nicht unwichtig die Verbindung mit dem linken Elbufer, welches nicht hatte besetzt werden können, abzuschneiden. Marschall Ney sollte seinen Marsch auf Wittenberg gerichtet haben, und wirklich war auch ein größerer Truppentheil in der Nacht vom 26.—27. September über die Elbe angelangt, welcher einige Tage auf dem Elbanger campirte.

Der Abend des 27. September war zu einem zweiten Bombardement bestimmt. In 10 Batterien, welche von der rothen Mark, über die Belziger- und Bruchstraße bis an die Elbe hin vertheilt waren, befanden sich die sämmtlichen Haubitzen des Armee-Corps außer andern Geschützen von großem Kaliber, im Ganzen 24 Stück und außerdem die englische Raketen-Batterie. Jedem Geschütz waren 60 Geschoß (im Ganzen also 1440) zugetheilt, und bestimmt, daß sobald durch einen Kanonenschuß in Teuchel das Zeichen gegeben sei, die Feuerschlünde mit ihren unheilbringenden Geschoßen die Stadt überschütten sollten. Nicht lange nach 8 Uhr begann der Donner der Geschütze, und dauerte bis gegen 4 Uhr. „Die Nacht, erzählt Mente *), war ungemein finster, so daß es uns schwer wurde, bei den ersten Würfen die Richtungslinie zu finden. Lange sollte dieser Uebelstand jedoch nicht dauern; denn das uns und unserer Nachbar-Batterie, den 10pfündigen Mörsern, überwiesene Object, das Wittenberger Schloß, stand bald in Flammen, so daß die Nacht hell genug erleuchtet war. Auch an anderen Stellen mehr im Innern der Stadt erhoben sich Feuersbrünste." Es war ein furchtbares schönes Schauspiel, das durch die brennenden Hohlgeschoße der verschiedensten Art, die jeden Augenblick die Luft durchfurchten, sich dem ruhigen Beobachter darbot. Aber wie grausig muß es erschienen sein, wenn man bedenkt, daß es die wehrlosen Bürger betraf, deren Hab und Gut in Flammen aufgehen sollte, und wobei ihr Leben aufs bedenklichste bedroht war. Selbst draussen beim Donner der Geschütze vernahm man das Geschrei von denen, welche aus den in Flammen stehenden Häusern hervorstürzten, den Angstruf der Löschenden, das Gebrüll des Viehes und das Heulen der Hunde. Kriegserfahrene Officiere haben damals versichert, daß selbst das Bombardement von Mastricht im Jahre 1794 nicht damit zu vergleichen gewesen sei. Wir lesen von dieser Schreckensscene in Adlers Tagebuche: „Die Stadt ward zu gleicher Zeit von Morgen, Mitternacht und Abend her mit Brandraketen, Haubitzgranaten und

*) Mente führte die 2. Haubitze seiner Batterie und hatte seine Aufstellung in der Nähe der rothen Mark.

Bomben dergestalt beschoßen, daß es keinen einzigen Augenblick gab, wo man nicht mehrere feurige Punkte zu gleicher Zeit in der Luft erblickte. Das Abschießen der zum Theil nahen feindlichen Feuerschlünde, das Beantworten derselben von den Wällen, das Zerspringen der Granaten und Bomben, die herabstürzenden Dächer, alles dieses war ein ununterbrochener Donner, den man nicht ohne Schaudern anhören konnte. Statt der 24pfündigen Bomben, die wir vorgestern bekommen hatten, erhielten wir in dieser Nacht 96pfündige, für die auch das festeste Gewölbe nicht sicher ist und wovon eine wirklich im goldenen Adler durch das ganze hohe steinerne Haus bis in den Keller durchgeschlagen hatte. Dieses mörderische Bombardement hatte bald den wahrscheinlich gewünschten Erfolg; denn ehe 2 Stunden vergingen, brannte es schon an verschiedenen Orten der Stadt. Jedes einzelne dieser Feuer war so groß, daß es der ganzen Stadt den Untergang drohte, zumal da es, weil die Bäche (nur der rische Bach) und Röhrwasser abgeschnitten waren, sehr an Wasser zum Löschen fehlte. Da beinahe auf den Böden aller brennenden Häuser Magazin-Getreide lag, so flog solches in großen feurigen Wolken über die Stadt und alles dieses gab eine Schreckensscene, wie sich solche wohl schwerlich die feurigste Phantasie malen könnte."

„Anfangs war ich mit meiner Frau und Kindern wieder in den Keller geflüchtet, als aber die Bomben immer dichter fielen, so glaubten sie hinter dem Walle, wo sie schon die Nacht vorher hatten bleiben wollen, sicher zu sein und liefen mitten unter dem Kugel- und Bombenregen dorthin; allein der Aufenthalt daselbst wäre beinahe von den unglücklichsten Folgen für sie gewesen, indem nur wenige Schritte von ihnen eine Haubitzgranate gesprungen war und eine andere nur ein wenig weiter von ihnen eine Frau auf der Stelle getödtet hatte, daher sie denn in vollem Schrecken wieder in den Keller zurückflüchteten. Da sich über meiner Gasse und selbst über meinem Hause die Raketen und Granaten kreuzten, so war ich schon ganz darauf gefaßt es in dieser Nacht noch zu verlieren; aber unser guter Genius wachte über uns und wandte selbst zwei Brandraketen, die in grader Linie auf solches zukamen, unmittelbar vor demselben auf eine ordentlich wunderbare Art davon ab; sowie wir auch noch zeitig genug dazu kamen, um ein angehendes Feuer in einer Hütte hinter meiner Wohnung zu löschen. In dieser Nacht blieb ich mit meinen beiden ältesten Söhnen größtentheils außer dem Hause und überzeugte mich, daß man dabei weniger zu fürchten habe; indeß mußten wir doch mehrmals und besonders als über meinem Hause einige Granaten in der Luft sprangen und eine Brandrakete in unserer Nähe niederschlug, um mit einer unbeschreiblichen Wuth wieder in die Höhe zu gehn, schleunig retiriren. Wie glücklich fühlte ich mich, als ich nach dem Ende dieser schrecklichen

Nacht meine Heerde ruhig und unversehrt in ihrem unterirdischen Ställchen schlafen sah. Indessen wollte ich es nicht noch einmal darauf ankommen lassen, sondern ging sogleich frühmorgens zu dem Commandanten um mir für meine Frau und Kinder einen Erlaubnißschein zum Auswandern geben zu lassen. Ich erhielt diesen unweigerlich, schrieb sogleich die nöthigen Briefe dazu; allein als ich nach Hause kam, wollte sich kein Einziges der Meinigen von mir trennen und wir errichteten den feierlichen Bund jeder weitern Gefahr gemeinschaftlich entgegen zu gehn."

Auch auf das Gebäude der Superintendentur fiel eine Bombe. „Ich saß im Keller, erzählt Nitzsch *), meinen Eltern Gesellschaft zu leisten. Da hörten wir eine Wurfkugel ins Dach schlagen und ich eilte auf den Boden. Ich empfand Brandgeruch ohne Feuer zu sehen. Ohne recht zu wissen, was ich that, ergriff ich ein Beil und riß eine Diele auf; da glühte schon darunter alles Holzwerk und ich konnte aus dem nahen Wasserbehälter eine Feuersbrunst im Entstehen löschen." Diese Schreckensnacht sollte noch mit einem für den Zuschauer ebenso imposanten als erschütternden Schauspiele enden. Denn gegen 3 Uhr Morgens, erwähnt Giese, fiel eine Bombe in den Schloßthurm. Personen, welche die Entstehung dieses Feuers beobachtet haben, wurden anfangs nur ein kleines Flämmchen, gleich einer Laterne, auf demselben gewahr, das aber alsbald auch schnell um sich griff, so daß der obere Theil des Thurmes in Flammen stand. Dies ist der Hergang, wie er von Augenzeugen in der Stadt angegeben wird, die Mittheilung Mente's scheint damit in Uebereinstimmung zu sein. „Der Dachstuhl, berichtet er, und das Gespärre des Schloßgebäudes war mittlerweile zusammengestürzt und es verbreitete sich hierbei ein wahrer Feuerregen, welcher wohl von den in diesem großen Gebäude aufgehäuften Getreidevorräthen herrühren mochte. Da am Schloßgebäude unsere Aufgabe gelöst war, so wurde unser noch vorhandener Granaten-Vorrath dazu verwendet, dieselben bald hier bald dorthin in die Stadt zu schleudern. Einer von den Bedienungsmannschaften meiner Haubitze kam jedoch auf die Idee, den vom Feuer hell erleuchteten, zweimal durchbrochenen Schloßthurm (allerdings ohne zu wissen, daß dies die altehrwürdige Kirche unseres Reformators D. Luther sei) zum Ziel der noch vorhandenen Granaten zu wählen. Längere Zeit wurde dieses Ziel nicht vollständig erreicht, bis endlich eine Granate in den durchsichtigen Theil des Thurmes fiel und daselbst uns sichtbar explodirte. Nicht lange darauf zeigte sich im Thurme ein kleines Licht, welches wir für den Schein einer Laterne von Personen hielten, welche den angerichteten Schaden in Augenschein nehmen wollten. Dies

*) Nitzsch, ein Stück Wittenberger Geschichte S. 10.

vermeinte Licht wurde aber immer größer und bald gewannen wir die Ueberzeugung, daß unsere Granate gezündet." Man sah fast 3 Stunden diese Kuppel in voller schöner Gliederung aller Säulen und Absätze kupferroth glühen, bis sie plötzlich in sich zusammenstürzte, aber auch ein Theil ihres brennenden Gebälks nach der Stadtseite auf die nebenstehenden Gebäude (ein kleineres Haus und das des Probst Schleußner, welches oberhalb des Thores stand) fiel, und unter ihren Trümmern mit begrub. Ein Schrei des Entsetzens wurde laut, denn neben dem Schleußner'schen Hause im Walle war ein Pulvermagazin; es war eine Explosion zu befürchten, und nur der Entschlossenheit eines Sapeurs, der die Thür mit Balken, nassen Decken und Tüchern verwahrte, hatte man die Abwehr des Unglückes zu danken. Die Stadt war einer Zierde beraubt, die sie erst seit dem Jahre 1770 besaß, in welchem dieser Thurm nach der Einäscherung von 1760 auf dem Gemäuer des nördlichen Schloßthurmes in moderner Form von Holzwerk mit Kupfer beschlagen, aufgeführt war. Es blieb nur noch das alte Mauerwerk als Brandruine, denn auch die Glocken waren in der hohen Gluth theils geschmolzen, theils beim Sturze zertrümmert. Das Feuer in den Straßen war am Morgen noch nicht gelöscht. Im Hintergebäude des Schloßes hatte es überhaupt zu erst gebrannt, dann in der Post und hatte sich von hier aus über mehrere Häuser der Schloßgasse verbreitet (Nr. 3 Dörffel, 4 Meiner, 5 Dr. Langguth, (jetzt goldene Kugel), 6 Schulze), welche ganz niederbrannten, während die Nachbarhäuser die Hintergebäude einbüßten. Auf dieser Straße wurden auch durch das Zerspringen der Bomben zwei Personen tödtlich verwundet. In der Jüdengasse brannten alle Häuser von Nr. 350 (Triebel) bis 355 (Möllenbeck) nieder; am Markte das Haus des Dr. Klügel und die Hintergebäude des Gasthofs zum Adler. Durch das niedergebrannte Heu und Stroh war im letzten eine ordentliche Aschengluth gebildet, die noch 33 Tage nach dem Bombardement glimmte und durch welche eine neue Feuersbrunst herbeigeführt wurde, die auch die Vordergebäude wegraffte. Es war eine Unvorsichtigkeit mehrerseits begangen, indem man den Anordnungen des Commandanten Lohausen mißtraute; denn diese leicht entzündlichen Stoffe sollten auf den Anger geschafft werden, wo sie von Soldaten bewacht wurden. Man fuhr nun den Tag über mit Löschen fort, aber es kostete Aufmunterung und Anfeuerung, da die Mannschaften ermüdet und mißmuthig zur Arbeit waren. Ein Parlementair des General Bülow erschien am Morgen, wurde aber vom Gouverneur ungehört abgewiesen. Mehrere Familien, wie die des Professor Weber, hatten nichts als das bloße Leben gerettet; und es war natürlich, daß sich nun das Verlangen auszuwandern mehr geltend machte, zumal es schwerer wurde in der Stadt Obdach zu finden. Die Erlaubnißscheine wurden auch vom Gouverneur bewilligt, nur durfte man nicht mehr

mit hinweg nehmen, als man in der Hand tragen konnte. Unter den Auswanderern befand sich auch der Generalsuperintendent Nitzsch.*) Er hat sich darüber selbst ausgesprochen. „Ein Gefühl von Amtsehre ließ den Gedanken der Entfernuug in mir nicht aufkommen und jetzt um so weniger, da in eben dieser Nacht, ein Brand unter dem Dache meiner Wohnung (der lange Zeit unbemerkt geblieben, aber durch einen nicht ohne Gefahr herbei eilenden braven Mann, Namens Gärtner, mit Hülfe meiner Söhne gelöscht worden war) mich erinnern mußte, wieviel unter solchen Umständen auf eine theilnehmende Achtsamkeit und Entschlossenheit ankomme. Allein ganze Schaaren von Einwohnern strömten nun, durch die Schrecken und Unfälle der vergangenen Nacht ergriffen, zur Stadt hinaus und eilten über die Elbbrücke nach dem jenseitigen Ufer hin. Der weibliche Theil meiner Familie gerieth dadurch in Bewegung und wollte nicht länger bleiben, aber ohne mich nicht fortgehen. Zu gleicher Zeit drangen meine wackern Söhne, welche auszuharren und ihr Möglichstes zu thun versprachen, auf die Entfernung des Familienhauptes. So wurde mein Vorsatz zuerst wankend gemacht und bald darauf durch die dringende Einladung meines zeitherigen Gastfreundes des würdigen Pastors, M. Beyer, zu Eutsch, der mir mit Wort und That entgegen kam, überwältigt." Von diesem Orte aus wurden denn nun auch von ihm die dringendsten Amtsgeschäfte besorgt und eine Art Interims-Consistorium daselbst gebildet. Die Besatzung hatte die Nacht über die Kanonade wenig erwiedert; da nun aber die Belagerer ihre Arbeiten weiter fortsetzten und besonders auf dem rechten Flügel ausdehnten, so suchte man durch das grobe Geschütz von den Wällen aus sie zu hindern, wenn auch mit wenig Erfolg. Am Abend dieses Tages (28. September) war wieder ein Brander die Elbe hinuntergeschickt um die Brücke anzuzünden; er blieb an einer der Schiffmühlen, die in der Nähe lagen, hängen, so daß diese dabei in Flammen aufging, während die Sapeurs den Brander selbst unschädlich zu machen suchten. Unter Besorgniß, was die nächsten Tage bringen könnten und unter Abschiedsscenen ergreifender Art vergingen in banger Erwartung die folgenden drei Tage. Der Thätige und Entschlossene dachte daran, wie er das bevorstehende Unglück einer neuen Beschießung verringern könne und traf seine Einrichtungen. „Da ich mich, heißt es in Adlers Tagebuche, in der vorigen Bombardementsnacht überzeugt hatte, daß man nur thätig und entschlossen zu sein brauchte, um eine Menge Unglücksfälle zu verhüten, so ließ ich es sogleich am Morgen nach dieser schrecklichen Nacht meine erste Sorge sein, in meiner Gasse für weitere Fälle eine ordentliche Feuerwehr zu organisiren und die sämmtlichen Bewohner dieser Gasse zu diesem ge-

*) L. Nitzsch. Zwei Pred. Nachschrift S. 34.

meinschaftlichen Zwecke zu vereinigen. Manche von ihnen würden sich allerdings noch lieber aus der Stadt fortgeschlichen haben, allein ein Wörtchen pro auctoritate consulari so wie ein zuweilen von meinem noch etwaigen Bier- und Branntweinvorrathe hergenommenes Argument verschaffte dieser Anstalt sehr bald einen guten Fortgang und schon in der folgenden Nacht war jeder unaufgefordert auf dem ihm angewiesenen Posten, wo wir von jeder Seite die Kugeln und Raketen kommen sehn konnten." Und solche Vorkehrungen waren nicht unnütz; denn och einmal wurde die Stadt bombardirt vom 30. Septmeber zum 1. Oktober, von Abends 11 bis 4 Uhr Morgens. „Diesmal, sagt Adler, hatten wir wirklich noch mehr Ursach über Grausamkeit zu klagen; denn statt daß die vorigen Bombardements Abends um 9 Uhr, wo noch Alles munter war, ihren Anfang genommen hatten, so verschob man es heute bis 11 Uhr, wo schon sehr viele geglaubt hatten sich dem Schlafe überlassen zu können. Auch diesmal verfehlte diese Maßregel ihren grausamen Endzweck nicht, denn es dauerte nicht lange, so brannten auf der Collegiengasse 6 Häuser, außerdem hatte es noch in manchen andern Häusern gezündet, wo jedoch noch zeitig genug Hülfe geschafft werden konnte." Es wurden zum Theil 96 und 140pfündige Bomben geworfen. Diesmal war besonders die Collegiengasse betroffen, und die Häuser No. 41 (dem Seifensieder Fuhrmann gehörig) bis No. 45 (Brauhaus des Bürger Zutzel) waren ganz niedergebrannt, und die gegenüber stehenden Nr. 46 und 47 waren meist zerstört. Auch die Stadtkirche wurde in dieser Nacht von einer Brandrakete heimgesucht. Um jene zu schützen, da sich weder Besatzung noch sonst Jemand um sie kümmerte, trotzdem sie Magazin war, hatten die Geistlichen, der Dr. Heubner und der Magister Nitzsch sich in die Sakristei gebettet und hielten des Nachts Wache. Nach Mitternacht war eine Brandkugel auf das Dach der Sakristei gefallen; man hatte dies durch das Herabfallen der Steine sogleich erkannt, und beide Prediger überzeugten sich auch davon beim Heraustreten vor die Thür, denn aus dem Dache schlug schon die Flamme heraus. Da nun zur Vorsicht Wasser in Bereitschaft war, wozu diese Geistlichen selbst hülfreiche Hand geleistet hatten, und auch eine Feuerspritze zur Hand, so wurde bald gelöscht, wie auch in dem nahen Hause von Heubner kurz darauf ein Brand im Entstehen gedämpft wurde. — Das Belagerungskorps stellte hiermit seine Beschießung ein. Die Munition war zum Theil ausgegangen, die Geschütze hatten bei den übergroßen Pulverladungen die Lafetten und Mörserklötze zertrümmert. Beim Gouverneur hatte dieses dreimalige Bombardement keine Sinnesänderung hervorgebracht, da ja die Festungswerke noch unversehrt waren und keine Bresche in den Wall geschossen; selbst die drohendste Sprache der Parlementairs änderte nichts. Dagegen war die Stadt entsetzlich heimgesucht, 30 Häuser lagen in Asche und

Schutt und der Brandgeruch in den Mauern mußte die Lage im höchsten Grade unheimlich machen. Das waren für Wittenberg die nächsten Folgen der Schlacht von Dennewitz, es hatte in der härtesten Weise die unglückselige Freundschaft zu büßen, eine Freundschaft, deren Unwahrheit sich in jenen Tagen nur zu klar ans Licht stellte, denn der Bericht im kaiserlichen Hauptquartier über den unglücklichen Ausgang jener Schlacht sprach die Schuld den beiden sächsischen Divisionen zu, die in den Reihen der Franzosen mit gekämpft hatten: „sie seien zurückgewichen und hätten das Corps des Oudinot mit sich fortgerissen." Was half dem General Reynier, unter dessen Augen sie so tapfer gegen ihr eigenes Interesse, leider gegen ihre deutschen Brüder so muthig gefochten hatten, alle Widerlegung, da ja Ney selbst gestand: er habe an der Beschuldigung keinen Theil, und man also den Urheber davon gar nicht mehr kennen wollte, während das ausgesprochene Wort und die schmähliche Beschimpfung doch nicht zurück genommen wurde. Das unglückliche Land Sachsen war in eine verzweifelte Lage hineingedrängt und mußte, durch seine Verbindung im Innern gehemmt und durch Kriegslasten aller Art bedrückt, in dieser Zeit, wo die Lösung der großen Frage täglich dem entscheidenden Augenblicke näher rückte, bei allem ihm angethanen Leide noch einem fremden Willen Gehorsam leisten.

Die Belagerer sahen sich nach dieser außerordentlichen Anstrengung nun darauf angewiesen, zunächst die Belagerungsarbeiten weiter fortzusetzen. So wie man schon in der Nacht vom 16.—17. September der Stadt das Wasser von der rothen Mark her abgeschnitten hatte, so geschah es mit dem Röhrwasser und dem faulen Bache, den man durch die Parallele vor dem Lutherbrunnen in die Elbe leitete. Besonders schien die Westseite einem Angriffe ausgesetzt zu sein, wo bereits am 30. September die Laufgräben zu einem beabsichtigten Sturme eröffnet wurden. Gleich nach dem Bombardement wäre ein solcher unmöglich gewesen und von der Besatzung auch mit der größten Entschiedenheit bekämpft, die ja durch dasselbe gar nicht gelitten hatte und nur zu größerem Widerstande gereizt war. Es war überdies auch zu bedenken, daß das 3. Armeekorps unter Bülow erst kurz zuvor zwei Hauptschlachten gewonnen, mit Entbehrungen aller Art zu kämpfen und starke Verluste gehabt hatte. Uebrigens gab die Annäherung der schlesischen Armee auch hier den Ausschlag. Sie erkämpfte sich am 3. October den Uebergang über die Elbe bei Wartenburg und wandte sich nach der Saale. Es galt nun dem allgemeinen Plane zu folgen. Daher brach auch Bülow alsbald mit seinem Corps auf um ebenfalls bei Roßlau das linke Elbufer zu erreichen und die Vereinigung beider Heere herbei zu führen. Er ließ die Division v. Thümen zurück, der allein nun die fernere Blokade überlassen wurde. Das Hauptquartier wurde nach Trajuhn verlegt und die Truppen in den nächst liegenden

Dorfschaften vertheilt; diese besetzten auch die Vorstädte, die nächsten Verbindungswege und Trancheen. Auf der Westseite bei der Scharfrichterei wurde ein geschloßenes Werk erbaut, welches schon am 8. October vollendet war. Der Hauptmann Ludwig von der Artillerie versuchte am 5. October nochmals die Elbbrücke zu sprengen, jedoch ohne erheblichen Erfolg; die Verbindung mit dem linken Ufer wurde in keiner Weise unterbrochen. Dies war bei dem Unheil, was die Bewohner der Stadt betroffen, das einzige Glück; denn man war von dieser Seite her noch immer ausreichend mit Nahrungsmitteln versorgt. Freilich gewann das in den nächsten Tagen ein anderes Ansehn, als die Preußen nach der Schlacht bei Wartenburg Herr dieser Gegend wurden. Die unfreiwillige fünftägige Verbannung des Prediger Heubner gab davon Zeugniß. Er hat diesen Vorfall in seinem Tagebuche ausführlich erzählt nnd es ist wohl am Ort, des allgemeinen Interesses wegen, die wichtigsten Vorkommniße davon mitzutheilen.

Am 6. October Mittags war er aus dem Elbthore mit einem Bon versehn nach Pratau gegangen um Butter zu holen. Die Leute, welche ihm begegneten, hatten versichert, daß der Weg frei sei. Ohne irgend etwas zu bemerken war er über die am Damm stehenden und durch die Brücken verdeckten preußischen Vorposten hinaus gekommen. Als er schon dicht vor dem Dorfe ist, ruft ihm Jemand zu: nun können Sie nicht zurück. Ein Versuch sich mit dem Vorposten zu verständigen ist vergebens, und um nicht länger in der Verbannung zu verbleiben, ist er genöthigt, seinen Weg nach Eutsch zu nehmen, um bei dem commandirenden Officiere sich einen Paß für den Rückweg zu verschaffen. Der Rittmeister Steinwehr erklärt bei aller Theilnahme für den von der Stadt Abgeschnittenen, daß er dazu keine Vollmacht habe, und verweist ihn an den General Rauch in Wartenburg. Derselbe empfängt ihn freundlich, erquickt den ermüdeten Wanderer, doch sollte es nicht ohne ein kleines Examen abgehn: „Es war der Geh. Kriegsrath Eichhorn da, der mich gleich nach meiner politischen Gesinnung examinirte und nicht zufrieden schien, als ich sagte, ich sei ein aufrichtiger Deutscher, der übrigens Gott die Entscheidung überlaße; indeß wir verständigten uns bald über das Letztere.“ Somit war Alles gut, aber einen Paß, erklärte der General, könne er nicht ertheilen, jedoch einen Brief in das Hauptquartier wolle er ihm mitgeben. Für die Nacht fand sich schon ein Unterkommen in der Pfarrwohnung, und ungehindert langte der Prediger aus Wittenberg, der unter dem preußischen Militair bald noch bekannter werden sollte, in Trajuhn an, wo ihn Officiere und General in jeder Weise, wie er dankbar bekennt, freundlich aufnahmen: „Nach 2 Uhr kam General v. Thümen, er war ebenso gütig und wohlwollend, ein schon bejahrter Mann, den man die Biederkeit und Rechtschaffenheit ansah ohne alle Finessen und Façons, treuherzig und grade —

auch er bat mich zu Tische. Er gab mir ohne alle Bedenklichkeit den Paß nach Wittenberg zurückzukehren und sagte „„Sie sind ein unschädlicher Mann““. Da er so gut gegen mich war, sagte ich zuletzt: er möchte mir noch erlauben in einer andern Angelegenheit etwas zu sprechen; ich bäte ihn als Prediger bei der Noth, die uns betroffen, die Stadt und vorzüglich die Kirchen so viel wie möglich zu schonen: wir hätten zwar schon den Gouverneur um Nachgiebigkeit gebeten, aber er habe geantwortet: es sei noch nichts gegen die Festungswerke geschehen und eher sei ihm nicht erlaubt zu capituliren. Drauf antwortete er mir: es thue ihm allemal weh, wenn er der Stadt Schaden zufügen müsse, allein es sei unvermeidlich gewesen; sie seien noch nicht so weit um Bresche zu schießen, indessen es werde wohl auch werden.“ Getrosten Muths wandert Heubner nun zurück nach Wartenburg, um auf diesem Umwege, der allein offen stand, in das Elbthor zu gelangen. Hier aber wird ihm der Rückweg durch die Vorpostenkette untersagt, und der General Rauch selbst ist verwundert, wie man im Hauptquartier diesen Paß habe ausstellen können. Es blieb nichts übrig als nach dem Hauptquartiere zurückzukehren um sich den Eingang in das Elsterthor zu verschaffen. Auch hierzu bietet der General v. Thümen bereitwillig die Hand und der Major v. Schwarzenau in Euper wird beauftragt dem Prediger einen Trompeter mitzugeben, der ihn durch dir Vorpostenkette in die Trancheen geleiten solle. Hier kommen beide halb zehn Abends an; der commandirende Officier läßt blasen um die Thorwache herbeizurufen. Dieser wird ein Brief Heubners an den Commandant eingehändigt, in welchem die Bitte um Einlaß und der Hergang seines Mißgeschicks mitgetheilt wird. Aber die Antwort ließ lange auf sich warten, und es war das fromme Herz des Mannes, der die Nacht hindurch vergebens wartete, wohl mit Recht von Bitterkeit erfüllt: „Es kam der Mittag heran, ich aß mit den Officieren in den Trancheen; mein Herz ward fast zu Thränen gerührt, daß sie mir von ihrem Wenigen freundlich mittheilten — endlich gegen drei Uhr kam der französische Officier mit der Nachricht ich dürfe nicht hinein gelassen werden. So wie mich die unvergleichbare Humanität des preußischen Militärs innigst rührte, so sehr indignirte mich die Impertinenz der Franzosen, die mich aus purer Chikane nicht wieder hineinlassen wollten“. Jetzt sah er sich genöthigt zum dritten Male das Hauptquartier aufzusuchen, um sich einen Paß nach Schmiedeberg, der Interims-Universität, zu verschaffen. Als ihn der General wieder sah, meinte er, die Franzosen möchten ihn wohl deswegen nicht hinein lassen, damit er nicht die schönen Nachrichten für sie bekannt mache. Glücklicher Weise gelangte Heubner nun noch rechtzeitig bei der Schiffbrücke in Wartenburg am 10. October an. Denn bereits waren die Preußen in Bewegung wieder das linke Elbufer zu verlassen und die Brücke zu zerstören. Hiermit

gab er denn seinen Weg nach Schmiedeberg auf und eilte, nachdem ihm von Bekannten unterwegs die Versicherung gegeben war, daß die Blokadetruppen Pratau verlassen hätten, die Wittenberger Straße zu erreichen. Sein Son half ihm den Brückenkopf zu passiren. Ein freudiger Gruß empfing ihn schon vor der Stadt; „vor dem Elbthore auf dem Damme begegnete mir ein Bürger, der mir versicherte: ganz Wittenberg freue sich, daß ich wieder zurück käme". Die Bemühungen seines Amtsbruders M. Nitzsch, wie er erfuhr, um ihm die Erlaubniß zur Rückkehr zu verschaffen, waren beim Commandant und selbst beim Gouverneur erfolglos gewesen.

Bald erfuhr man, daß die Bewegung der Truppen auf dem linken Elbufer durch die Nähe Napoleons herbei geführt sei. Er war von Dresden am 8. October in Düben eingetroffen. Sein Plan die Elbe bei Wittenberg zu überschreiten hatte zur Folge, daß die Franzosen die Division des General von Thümen zurück zu drängen und sich des Uebergangs bei Roßlau zu bemächtigen suchten. Der Marschall Ney ging gegen Dessau vor, und v. Thümen gab schon am 11. October die Blokade auf, zog sich nach Roßlau zurück um mit Tauenzien, der den Elbübergang schützen sollte, sich zu vereinigen. Auf diesem Marsche wurde er von Reynier bei Griebow und Coswig auf das Heftigste angefallen, so daß er nicht ohne erheblichen Verlust sich spät Abends zu Tauenzin rettete. Die Gefangenen wurden nach Wittenberg gebracht. „Am 14. October, heißt es in Adlers Tagebuche, schickte der Kaiser dem hiesigen Gouverneur ein Geschenk von 1500 Gefangenen, deren Unterbringung uns erstaunliche Noth verursachte, bis wir sie dann zuletzt im Proviantshause einquartirten, die Officiere aber einstweilen auf das Rathhaus herauf nahmen. Wir hatten nunmehr eine Anzahl Gefangene von 1702. Unsere Einquartirung auf dem Rathhause erfreute sich der ihr heimlich zugetragenen Flaschen und obwohl ihr Souper nur aus Rindfleisch mit Graupen bestand, so waren sie doch sehr zufrieden; allein ihre Bedürfnisse waren so zahllos, daß wenigstens ich, nach dem sie mich einige Stunden in Thätigkeit gesetzt hatten, keinen Fuß mehr rühren konnte". Unter diesen traf auch Heubner einige Officiere, denen er die ihm vor einigen Tagen erwiesene Gastfreundschaft erwiedern konnte.

Wittenberg war nun wirklich frei und man brauchte, wie es schien, vor der Hand keine neue Blokade zu befürchten, da auch das Corps von Macdonald hier das rechte Elbufer besetzte. Wie änderte sich aber plötzlich Alles mit dem Entschluß Napoleons seinen Marsch auf Leipzig zu nehmen. Ein schwerer dreitägiger Kampf entschied über das Schicksal Deutschlands, die Franzosen mußten die lange genug heimgesuchten Gaue desselben unverzüglich verlassen, obwohl ihre Zähigkeit so groß war, daß sie die festen Punkte, welche ihnen noch geblieben waren, zu behaupten suchten.

Die Elbfestungen, welche sie inne hatten, wurden von ihnen nicht aufgegeben. Sie klammerten sich fest an diesen kleinen Raum deutscher Erde, und die unglücklichen Bewohner mußten noch Monate lang warten, ehe es ihren deutschen Brüdern gelang, sie den Händen derselben zu entreißen.

In Wittenberg erfuhr man erst am 21. October bestimmteres über den Ausgang der Schlacht bei Leipzig. Aber die Folgen sah man schon in den nächsten Tagen. Denn in der Umgegend wurde es wieder lebhaft, Kosakken zeigten sich von Neuem. Der General Tauenzin, der dem mächtigen Andrange der Franzosen auf die Elbe ausgewichen war und sich in das Brandenburgische zurückgezogen hatte, rückte wieder vor und am 26. October war der General Dobschütz, nach erhaltener Anordnung aus dem Hauptquartiere schon in Nudersdorf. Auch auf dem linken Elbufer sah man ab und zu einzelne Truppentheile der Verbündeten. Hierdurch fand sich der Gouverneur veranlaßt die Gefangenen, meistens Preußen, am 28. October zu entlassen, mit Ausnahme der Officiere und Unterofficiere. Letztere haben bis zum 4. December in der Festung verbleiben müssen; ihre Zahl betrug etwa 80, und man hatte ihnen seit 9. November das Schulhaus als Caserne angewiesen. — Daß die Elbfestungen nach der Niederlage des französischen Heeres fallen mußten, unterlag keinem Zweifel. Aber den Verbündeten fehlten die Mittel, diese Einnahme schnell herbei zu führen. Da man an die Belagerung von Torgau zuerst ging und dies erst am 26. December capitulirte, so war das Schicksal Wittenbergs, von Ende October an die nächsten Wintermonate hindurch ringsum eng eingeschlossen zu sein. Welch' schwere Zeit. Es machte sich der herrannahende Winter mit seinen gesteigerten Bedürfnissen doppelt und dreifach geltend, je mehr die Blokade sich in die Länge zog. Von den Geschoßen wurden die Einwohner nur selten beunruhigt, und besonders war der November einförmig und still. „Wir hatten hinreichende Ruhe, sagt Nitzsch, um unsere Lage zu bedenken und durch zu empfinden, um den verbündeten Heeren unsere Wünsche nachzusenden und nach unseren Ausgewanderten uns zu sehnen. Die langen Abende der späten Monate gaben zu davon erfüllten Monologen und Dialogen desto mehr Raum, da wir, um Licht und Oel zu sparen, nicht leicht vor sieben Uhr anzündeten". Nun aber sollte Holz für Lazareth und Caserne geschafft werden; der Bürger mußte hergeben, was er entbehren konnte. Die Holzvisitation vom 1. November ergab nicht mehr als 10 Klafter Ausbeute für die Franzosen. So lange noch die Häuser und Scheunen der Vorstädte Brennmaterial hergaben, war wenigstens die Stadt im Innern geschützt; als aber jene zerstört und kein Baum mehr erreichbar, der nächste Wald, die Probstei, von den Preußen besetzt war, ging man daran auch die Häuser in der Stadt niederzureißen. Besonders

aber zeigte man wenig Rücksicht gegen die Vorstädte. „Am 9. November gegen Abend, lautet es im Tagebuche von Adler, erhielten wir auf einmal Befehl die Häuser in der langen Reihe (hinter dem Kirchhofe), der noch einzigen übrig gebliebenen Vorstadt schleunig abtragen zu lassen. Ueber vierzig Familien wurden wieder obdachlos". Allerdings lief das Alles nicht immer ruhig ab, denn so heißt es weiter: „Heute Mittags kamen sämmtliche Zimmerleute und sonstige Arbeiter, die wir zur Niederreißung der langen Reihe hatten abschicken müßen, zurück, weil die diesseits und jenseits der Elbe stehenden Preußen mit Büchsenkugeln und die Einwohner dieser Vorstadt mit Heu- und Düngergabeln Gegenvorstellungen gemacht hatten. Aber 25 Mann Voltigeurs, die nun hinaus beordert wurden, machten der Sache ein Ende".

Die Brodnoth wurde mit jedem Tage fühlbarer; Getreide war in ausreichender Menge in den Magazinen, aber es wurde nur für die Garnison verwendet und für diese nur in höchst beschränktem Maße. Die Bürger konnten sich selten des Glücks erfreuen einen Sack selbst um hohen Preis zu kaufen. „Am 16., 17. und 18. November, mußten wir, wie Adler anführt, wegen des überhandnehmenden Mangels an Lebensmitteln unsere letzten kleinen Vorräthe von Erbsen und Graupen unter die Einwohner vertheilen". Dieser Mangel an Brod hatte aber auch außerdem seinen Grund darin, daß nicht ausreichend Mühlen vorhanden waren. Auf der Elbe lagen in der Nähe des Brückenkopfs drei Schiffmühlen; diese waren jedoch von einer Militairwache besetzt und die Bäcker konnten nur zu gewissen Zeiten mahlen; dazu kam, daß in der Nacht vom 7.—8. November die eine durch List des Eigenthümers aus dem Bereiche der Festung mit samt der Besatzung und einem beträchtlichen Getreidevorrathe entführt wurde, ein empfindlicher Verlust für die Einwohner der Festung. Die Bäche waren von den Belagerern, wie dies früher geschehn, abgeleitet, und damit die Stadtmühle in Ruhestand versetzt. Dafür hatte man in der Schloßkirche zwei Roßmühlen hergestellt, aber dennoch mußten zahlreiche Familien, selbst unter den Vornehmen und Reichern mittelst sogenannten Nothmühlen oder mit Kaffeemühlen Korn und Waizen schroten, um sich zu erhalten. Zuletzt war an öffentlichen Orten, höchstens noch Thee und Rum zu haben, bei Niemandem aber Bier oder Brod oder ein anderes Nahrungs- und Genußmittel." Dieser äußere Mangel, die winterliche Jahreszeit, die ansteckenden Fieber durch Lazarethe genährt — seit dem 10. November war auch die Weintraube in ein solches (das fünfte) umgewandelt — verbreiteten die Krankheiten, und die Sterblichkeit steigerte sich in ungewöhnlichem Grade. In den Monaten November und December starben durchschnittlich 80, ja in der spätern Zeit hat der Tod mehr denn 100 in einem Monat hinweggerafft. Als die Vorposten der Belagerer mit der Zeit die Stadt

so eng eingeschlossen, daß man nicht mehr ohne Gefahr nach dem Kirchhofe gelangen konnte, mußte auf dem Elbanger ein Begräbnißplatz eingerichtet werden; manche Bürger bestatteten die Ihrigen in den Gärten hinter den Häusern und zuletzt wurde der freie Platz hinter dem Proviantamte allgemein dazu verwendet. Diese Verhältniße nöthigten immer noch mehr Einwohner zur Auswanderung, die besonders vor Weihnachten sehr zunahm; eine Volkszählung vom 10. December hatte nur eine Anzahl von 4199 Seelen ergeben.

Obwohl Jedem die Noth sichtbar vor Augen stand, so hielt das den Gouverneur nicht ab noch Ansprüche auf die etwaigen Vorräthe der Bürger und das vorhandene Vieh zu machen. Am schlimmsten scheint hierin der Ober-Kriegscommissar Chauvot gewesen zu sein, der in der Superintendentur sein Quartier hatte und der Tischgenosse des Prediger Nitzsch war. Letzterer erwähnt auch seiner mit Bezug auf die religiöse Anschauung, welche er unter den Franzosen als die herrschende gefunden habe: „Wenn das Tischgespräch auf Religion kam, pflegte der Ober-Kriegscommissar zu sagen, Herr Pastor, das ist Metaphysik". Von der gewaltsamen Weise die Requisitionen auszuführen, geben uns zwei Fälle aus Adlers Tagebuche den deutlichsten Beweis. „Am 24. November mußten vier Mitglieder von uns Abends 5 Uhr augenblicklich vor dem Throne unseres Allerhöchsten erscheinen und erhielten den Befehl unverwandten Fußes sämmtliche von dem Kriegs-Commissar Chauvot bereits aufgezeichnete Kühe und Kälber — 73 zusammen, für die Hospitäler mit Arest belegen. Dieses angenehme Geschäft ward den Senatoren Müller, Kunath, Giese und mir zu Theil und mußte unter Begleitung von Officieren geschehen; den 25ten erfolgte eine vermehrte Auflage eben dieser Ordre, weil man unterdessen noch einige Kühe mehr ausgeschnüffelt hatte." Das zweite Mal, den 18. December Abends, wurden wir von dem Herrn Platzkommandanten auf eine sehr mysteriöse Art eingeladen, uns den Morgen darauf gleich um 8 Uhr 4 Mann hoch bei ihm einzufinden, weil uns ein Arreté des Herrn Gouverneur bekannt gemacht werden soll. Mehr war nicht zu erfahren. Den 19. December früh um 8 Uhr stellte ich mich nebst den Senatoren Müller, Kunath und Giese bei dem Herrn Kommandant ein. Es war noch ein Officier da, allein es hieß, daß noch mehr erwartet würden und daß auch Chauvot komme, der uns einen etwas unangenehmen Auftrag ertheilen werde. Es stellten sich inzwischen mehrere Employés und noch ein Officier ein, allein hinten nach kamen zu unserm großen Erstaunen 4 Sapeurs und mehrere Maurer, welches, so wie die Gegenwart verschiedener Portugiesen uns bald errathen ließ, was vorgehn sollte. Wir hatten uns nicht geirrt. Nach einer Stunde ungefähr erschien Chauvot, zankte sich erst mit dem Kommandanten und dann noch mit einigen Employés herum und eröffnete uns endlich in sichtbarer

Verwirrung, daß wir in der Begleitung der dazu commandirten Officiere und der übrigen Anwesenden in der Stadt herumgehen, die vermauerten Keller eröffnen und alle vorhandenen Lebensmittel, Leinwand, Betten, Betttücher, ja sogar auch alles Tuch, was zur Bekleidung der Soldaten gehöre, wegnehmen sollten. Wir erklärten, daß wir dieses nicht thun würden, und daß dieses ein Verrath an unsern Bürgern sein würde; sie möchten lieber allein gehn und nehmen, was ihnen beliebte, am besten wäre es, wenn man lieber uns sämmtliche Bürger zur Stadt hinausschickte, dann könnte man ja ganz ungehindert alles wegnehmen, oder wenn man uns auch auf eine andere Art los sein wollte, so möge man Kanonen von den Wällen auf die Stadt richten, so sei die Sache ganz kurz abgethan. Dieses wirkte; alle übrigen Anwesenden erklärten sich sehr laut gegen diesen Raubzug und Chauvot schlug in sichtbarer Verlegenheit vor, dem Herrn Gouverneur eine Gegenvorstellung zu machen. Wir sagten ihm dagegen, daß, da diese ganze Sache offenbar von ihm herrühre, dieser Schritt ganz vergebens sein würde. Allein er versicherte, daß er keineswegs der Urheber dieses schönen Planes sei und wir zogen nun zum Gouverneur, der der Sache eine ganz andere Wendung zu geben suchte, indem er versicherte, daß seinem Willen nach nichts genommen, sondern nur alles aufgezeichnet werden sollte. Eigentlich aber wußte er selbst nicht, was er wollte, indeß war er ziemlich gnädig und wir zogen wieder ab, ohne recht zu wissen, woran wir eingentlich waren. Gegen Mittag schrieb uns Chauvot, daß wir nunmehr die verlangte Expedition allein besorgten und dem General einen genauen Etat aller Vorräthe in der Stadt einreichen sollten. Das erstere schlugen wir in Gnaden ab, erließen aber wegen des letztern und weil wir sogleich 100 Scheffel Erdäpfel, 25 Scheffel frische Aepfel, 5 Centner gebackene Pflaumen, Brennöl, auch Wein schaffen sollten, eine Aufforderung an unsere Bürger."

Bei diesem Elend war nun aber zu beklagen, daß auch die Unmoralität sich einschlich. Noth und Entbehrung zu ertragen ist nicht Jedermanns Sache, mancher griff zu Unerlaubtem und suchte fremdes Eigenthum sich anzueignen. Man hörte mehrfach von nächtlichen Einbrüchen, bei denen die Soldaten wohl besonders betheiligt waren. Daher wurde vom Stadtrath am 7. November eine Schaarwache von 12 Mann, mit Wächterspießen, Heu- und Ofengabeln bewaffnet, eingerichtet; von der Militairwache wurden sie nicht als ebenbürtig angesehn und einmal sogar arretirt. Schon nach acht Tagen mußten sie auf Befehl des Gouverneurs wieder entlassen werden, „da sie, wie er vorgab, auf eine verdächtige Art mit Waffen versehn wären." Die Folge war, daß in der nächsten Nacht an vier Orten eingebrochen wurde. — Auch den Bürgern war am 19. November die Ablieferung der Gewehre anbefohlen, um die Bildung einer Bürgerwehr zu hindern.

In solchen Zeiten ist es von besonderer Wichtigkeit auf die Gemüther einzuwirken, die Schwäche der Menschen zu bezeichnen und gegen sie anzukämpfen, aber auch durch Trost die Seele über das irdische Ungemach hinwegzuheben. Glücklicher Weise entbehrte die Stadt des geistlichen Zuspruchs nnd göttlichen Wortes nicht. Unter dem Eindrucke der ersten stürmischen Zeiten war schon in Heubners Seele das Verlangen nach innigerer Gemeinschaft mit gleichgesinnten entstanden und der Wunsch, den seine Seele gehegt hatte, sollte in Erfüllung gehn: „8. Mai Sonnabend. Wehmüthige Stimmung, nicht wegen der Zeit, sondern ob es mir gelingen würde, im Sommer ein Häufchen guter Herzen um mich zu sammeln und mit ihnen für das Reich Gottes mich zu verbinden. Ich betete. Oft hoffte ich, daß gerade die gegenwärtige Noth am geeignetsten die Herzen machen müßte zu frommer Vereinigung. Mit welcher freudigen Bewunderung dachte ich, daß Gott auch vielleicht deshalb mit über Wittenberg diese Noth habe kommen lassen, um diesen lange gehegten Wunsch nach Vereinigung mit andern frommen Seelen zu erleichtern." Die Zahl derer, welche sich zu seinen Hausandachten einfanden, war in den Tagen des Oktober, seitdem kein öffentlicher Gottesdienst mehr gehalten werden konnte, schon so angewachsen, daß das Zimmer die Zuhörer nicht mehr fassen konnte. Sie standen auf der Flur bis vor die Hausthür, so daß er genöthigt war bei offenen Thüren die Abendgebete zu halten. Später richtete M. Nitzsch mit ihm im akademischen Hörsaale der Superintendentur einen ordentlichen Gottesdienst ein. „Des Sonntags Vor- und Nachmittags hielten wir da, erzählt Nitzsch *), wenn nicht auch Communion, doch Predigt, Gebet und Gesang. Auf dem untern Katheder pflanzte sich der Cantor mit einem kleinen Chor an, denn wir hielteu wo möglich den ganzen sächsischen Gebrauch ab. Der Raum war voll, er faßte einige hundert Besucher. Unser Küster sagte: Jetzt kommen auch die Atheisten zum Gottesdienste. Andächtigere und durch das Wort bewegbarere Versammlungen habe ich nicht gesehen." Die Worte der Ermahnung und des Trostes, welche das Noth leidende Geschlecht damals vernommen, sind durch den Druck als merkwürdige Zeugen jener Zeit bewahrt und können dem nachfolgenden Geschlechte über die Trübsal hinweg einen tiefen Blick in das geistige Verlangen jener Tage gewähren. „Auch um die Jugend, die jetzt **ohne Schule und Lehrer** war und sich auf den Gassen herum tummelte, erwerben sich diese Prediger ein großes Verdienst. Sie sammelten die Knaben in den noch verfügbaren Klassenräumen, später im Auditorium der Superintendentur und hielten wenigstens zwei Stunden des

*) Ein Stück W. G. S. 13.

Morgens *). Von der Seelsorge und dem Krankenbesuche hat uns Nitzsch selbst ein treues Bild gegeben **): „Ich ging zu der Zeit, wo Seel- und Leibsorge ebenso bei einander bleiben mußten, nicht aus, ohne die Taschen mit gebackenem Obst oder dergleichen vollzustopfen und ein Brod unter den Priesterrock zu nehmen. Unterwegs geschah es wohl, daß eine Bombe auf den Boden fiel; da mußte man sich niederwerfen, um von den Stücken der zerspringenden Kugel nicht getroffen zu werden. Es war bei so großer Anzahl halb zerstörter Wohnungen nicht zu verwundern, daß man zuweilen über zerbrochene Stiegen zu den Kranken hinauf gelangte, aber gleich einem Engel erschien ihnen der Geistliche. — Wir haben auch römischen Katholiken das heilige Abendmahl auf ihr rufendes Verlangen nach evangelischem Gebrauche gereicht; den Kelch zu trinken dünkte ihnen köstlich. — In Wittenberg waren damals alle europäisch christlichen Nationen vertreten."

Die Lage, in welcher sich die Besatzung selbst befand, war nicht minder traurig. Seit Mitte November ließ zwar der Gouverneur die Rationen vergrößern, aber der Wachdienst wurde angreifender, je größer der Verlust der Mannschaft war und je mehr in die Lazarethe wandern mußten, in denen der Tod seine reiche Ernte hielt. Gegen Ende November schaffte man jeden Morgen 18—20 Leichen hinaus. Bei Manchem regte sich unter solchen Verhältnissen ein lebhaftes Verlangen der Festung den Rücken zu kehren. Derserteure hatte es schon immer gegeben, aber die Zahl derselben wurde jetzt ungleich bedeutender, besonders unter den Holländern, bei denen das Nationalgefühl angefacht war. Man hatte sorgfältig darüber gewacht, daß keine Nachrichten über die Kriegsereigniße hinein gebracht wurden; aber den Holländern war dennoch bekannt geworden, daß Bülow mit seinem Armeekorps in ihr Land eingerückt sei. Sie wollten ihren Landsleuten in der Heimath nicht nachstehn, und nahmen Partei für die Verbündeten; am 28. November waren 41 Holländer vom Posten übergegangen. Die Befürchtungen, daß sie damit umgingen die Festung durch Verrath zu übergeben, scheint nicht ohne Grund gewesen zu sein. Um letzteres zu verhüten, stellte ihnen der Gouverneur frei, sich zum Ausmarsch zu melden, und 60 Mann erhielten am 5. December dazu die Erlaubniß. An demselben Tage wurde ein Spion, der Bauer Knape aus Labetz,

---

*) Die Hauptschule, jetzt Gymnasium, war seit 8. November zur Caserne für die Gefangenen eingerichtet. Im Sommer war der Unterricht noch ziemlich regelmäßig fortgesetzt, nach den Septembertagen war dies bei der großen Verwirrung nicht mehr möglich, auch waren Lehrer und Schüler zum großen Theil ausgewandert. Die beiden obern Classen zählten im Anfang November nur 4 Schüler; die Schule wurde aus oben angeführten Grunde geschlossen; Rector Weichert und Conrector Spitzner wanderten aus, s. Gesch. d. Gym v. Spitzner S. 164.

**) Ein Stück W. G. S. 14.

aufgegriffen. Er hatte schon längere Zeit ein Geschäft daraus gemacht Zeitungen und Briefe in die Stadt zu befördern und mit hinaus zu nehmen; mit Glück hatte er die Vorposten fast täglich passirt, und fühlte sich, da ihm sein Vorhaben so oft gelungen war, schon zu sicher. Diesmal hatte er einen Brief eines holländischen Capitain Stock, der seit dem 30. November zu den Verbündeten geflüchtet war, an den Lieutenant Ritter gebracht. Dieser sah sich bei dem auf den Holländern ruhenden Verdachte veranlaßt, die Sache beim Gouverneur anzuzeigen. Am 6. December wurde Kriegsgericht über Knape gehalten; der Senator Müller war sein Vertheidiger. Die widersprechenden Aussagen ließen ihn schuldig erscheinen. Nachdem sein Urtheil gesprochen, ertheilte ihm der Prediger Heubner noch an demselben Tage das Abendmahl und am 7. December 11 Uhr wurde er auf dem Anger erschoßen und an demselben Orte eingescharrt. Es kamen noch mehrere als Mitwissende in Untersuchung und vier Personen (der Kreisphysicus Dr. Schweickert, Sekretair Freund, Thorschreiber Lademann, Kutscher Döring) wurden auch wirklich verhaftet, und erst am 27. December wieder in Freiheit gesetzt, blieben aber unter besonderer militairischen Aufsicht. Mancher andere war froh der Untersuchung glücklich überhoben zu sein.

Diese dritte Blokade kann man in zwei wesentlich verschiedene Abschnitte theilen, wovon der erste die Zeit von Ende Oktober bis zu den Tagen nach dem Weihnachtsfeste umfaßt, und der zweite die übrige Zeit bis zur Einnahme. Seit dem 26. Oktober hatte der General Dobschütz auch das linke Elbufer besetzt. Wie gering die Mittel der Belagerer waren etwas Bedeutenderes zu unternehmen, erhellt daraus, daß es ihnen erst am 30. November gelang, eine Batterie in der Probstei unweit des Brückenkopfes, die mit einer Haubitze und zwei Kanonen armirt war, zu errichten. Sie sollte die Schiffmühlen und das Brückenhaus beschießen; im Ganzen erzielte man hiermit wenig, da die Mühlen näher an die Stadt gezogen wurden, und die Kanonen des Brückenkopfes das Feuer dieser Batterie leicht zum Schweigen brachten. Etwas lebhafter kündigten sich die Vorpostengefechte mit Anfang December an. Die Verbündeten überrumpelten einen 45 Mann starken Posten an der Ziegelei, und ebenso gelang es ihnen in der Nähe des Elsterthores, an der weißen Kanne, einen andern von 21 Mann aufzuheben. Auch die Bombardements traten wieder öfter ein; am 5. December wurde gleichzeitig mehrere Stunden lang der Brückenkopf von Pratau aus, und von der rothen Mark das Krankenhaus und der Cavalier beschoßen. Ein größeres Bombardement fand den 11. December statt, wobei 38 Granaten in die Stadt fielen, die viele Fenster und Dächer zertrümmerten. Hierbei war ein Geschoß auf das Chor der Stadtkirche gefallen und hatte gezündet; daher wurden die Chöre

abgerissen, um einen möglichen Ausbruch des Feuers bei wiederholter Beschießung zu verhindern. Solche Wechselfälle rüttelten die dumpfe Stimmung, welche auf den Gemüthern der Belagerten ruhte, ab und zu auf, sowie Gerüchte über baldigen Entsatz, die zuweilen auftauchten und eine Verstärkung des Belagerungskorps in Aussicht stellten. — Die Zeit des Weihnachtsfestes war unter solcher Trübsal herangerückt. Leibliche Sorge, innerer Kummer, Trauer um so manches Glied der Familie, welches dem Typhus erlegen war, konnten die Feststimmung nur herabdrücken. „Den 23. December heißt es im Tagebuche von Adler, bettelte sich der Schuhmacher Benke von meinem Nachbar einen Hund oder eine Katze zum Feiertagsbraten. Ich mußte mich früh auf Hafergrütze reduciren, und meine Leute filtrirten sich den Satz von der Einquartirung noch einmal durch, noch aber hat jedes von uns Mittags sein bischen Fleisch. Dieses war übrigens der erste Weihnachtsabend in meinem Leben als Hausvater, wo ich meinen Kindern keine Freude machen konnte. Sie bekamen auch nicht einmal ein Wachsstöckchen. Es ging mir gewaltig zu Herzen, als ich aber vollends zuletzt die Resignation meiner Kinder sah, brach mein Gefühl in heiße Thränen aus. Wer weiß, ob ich in einigen Tagen noch trockenes Brod für sie habe.“ Daß das Brod in seinem Hause würde gefehlt haben, führt Adler ausdrücklich an, wenn ihm seine Officiere nicht ausgeholfen hätten, von denen er auch, als er einer besondern Erquickung bedurfte, Wein erhielt.

Eine besonders rührende Seite bot die Feier dieses Festes bei den gefangenen preußischen Officieren. Sie waren in ein weites Souterrain des Schloßes gebracht, und jedem Deutschen war aufs strengste der Verkehr mit ihnen untersagt, während sie von den Franzosen Verachtung und Geringschätzung zu erdulden hatten. „Diese Gefangenen, so erzählt Nitzsch, *) waren mehrentheils Familienväter, Landwehr-Officiere; ihr ungewisses Geschick, der Gedanke an Familie und Vaterland, der Verlust ihrer Theilnahme an dem Kriegszuge; die Gefahr, den Leiden des Gefängnisses zu erliegen oder, wenn der Sturm mißlingen würde: das Weh von dem Allen lag ernst auf ihren dennoch fassungsvollen Gesichtern, als ich vor ihnen mich zeigte, um der an mich gelangten Einladung zufolge am ersten Festmorgen unter ihnen Gottesdienst zu halten und das heilige Abendmahl aus zu theilen. Wir hatten wenig Geräthe am Orte, konnten aber doch einen anständigen Communiontisch auf stellen. Oben durch die Fensterluken staunten französische Gesichter auf uns herab. Sie faßten das nicht, und es verdroß sie, daß Preußen einen solchen Trost-Fonds haben sollten. Ich predigte aus einem Siegesliede Ps. 118, **) daß der Tag des Weltheils auch für

*) Nitzsch, E. St. Wittenb. G. S. 17.
**) J. Nitzsch, Predigten. S. 113.

Gefangene ein Fest sei; da er uns die Freiheit des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe neu fühlen lasse. Wir sangen, (dazu hatte ich einen Cantor mit gebracht,) wir beteten und communicirten, dieses vollendete die erkennbare Rührung und Erbauung der Herzen. Die Burschen der Officiere waren mit ihnen wie im Geschicke, so im Troste vereint. Zuerst trat ein Major heran. Sein Name war v. R.; ich weiß nur, daß er als Commandant von Minden gestorben ist."

Es mag hier des allgemeinen Interesses wegen noch erwähnt werden, daß der Prediger Heubner zur Erbauung der Gemeinde für beide Festtage das Thema gewählt hatte „die Verbindung des Himmels und der Erde" (Luc. 2, 1—20). In den einleitenden Worten enthüllte er das traurige Gemälde des Elends, das ihn uud seine Zuhörer umgab. Aber gleich nach den Festtagen sollte dasselbe noch gesteigert werden.

Nachdem Torgau gefallen, mußte ungesäumt auch Wittenberg den Händen der Franzosen entwunden werden. Man führte das Belagerungsgeschütz von Siptiz ab, und um den Transport zu beschleunigen, wurden beim Luthersbrunnen zwei Fähren angebracht, auf welchen Tag und Nacht das Belagerungsmaterial über die Elbe geschafft wurde. Das Hauptdepot für die Artillerie war in Apollensdorf und ein Zwischendepot in der rothen Mark. Die Leitung der Belagerungsarbeiten wurden dem Ingenieur-Oberst Plauce, (später genannt Plauzen) übertragen, der auch die Disposition zum Sturm entwarf. Er war französischer Officier gewesen und erst seit der Uebergabe Stettins (am 5. December) aus persönlicher Abneigung gegen Napoleon in preußische Dienste getreten.

Da Wittenberg nur durch einen förmlichen Angriff genommen werden konnte, so fragte es sich, auf welchen Punkt hin derselbe gerichtet werden sollte. Bei der Schwäche des Belagerungscorps und dem mäßigen Vorrathe an Munition empfahl es sich die kürzere Seite, die Schloßfront zu wählen, zumal das hier liegende Außenwerk, das Krankenhaus, für eine längere Vertheidigung nicht hinreichend Schutz bieten konnte. Nachdem alle Vorbereitungen getroffen, wurde die erste Parallele in der Nacht vom 28.—29. December eröffnet. Sechzehn Nächte hindurch hat die Arbeit in Anspruch genommen, ehe man die Pallisaden des Hauptwalles übersteigen konnte. Eine lange Zeit für die ohnehin schon genug geängstigten Bewohner, in welcher aus 38 Geschützen 12895 Schüsse und Würfe auf die Stadt und Festungswälle geschleudert wurden. — Zu der ersten Parallele, in welcher 8 Batterien abwechselnd mit Kanonen, Mörsern und Haubitzen armirt angelegt wurden, führte ein Verbindungsweg von der rothen Mark, in der Richtung nach der Ziegelei, und theilte sich in zwei Wege, die nach den Endpunkten der Parallele selbst führten.

Letztere war 1100 Schritt lang und hatte von der Schloßbastion eine Entfernung von 420, dem Krankenhause gegenüber von 210 und gegenüber Bastion von Scharfeneck von 345 Schritt. In der folgenden Nacht wurde sie hakenförmig verlängert, um noch eine Batterie weiter aufzustellen in der Gegend, wo früher die Wohnung des vierten Diaconus war. Als die Belagerten diese Anstalten, die mit großer Schnelligkeit ausgeführt waren, am 29. December früh sahen, eröffneten sie aus der vom Belagerer gewählten Angriffsfront eine heftige Kanonade, die nicht unwirksam war, und setzten dies in der folgenden Nacht und den 30. December in gesteigerter Weise fort, indem auch die Kavalierbastion mit 5 Kanonen und 2 Haubitzen dieselbe unterstützte. Von großer Wichtigkeit war es für die Belagerer, das Krankenhaus zu nehmen. Schon in der Neujahrsnacht war man aus der ersten Parallele hervorgebrochen, hatte eine zweite zu eröffnen gesucht und stürmte am 1. Januar mit 50 Mann diesen Posten. Aber eine Kolonne von 600 Mann brach auch gleich darauf aus der Stadt hervor und besetzte von Neuem dieses Haus, wenn auch nur auf kurze Zeit; denn die Belagerer drangen nun mit größter Entschiedenheit vor und wiesen jeden fernern Angriff, da man auch das Haus anzuzünden beabsichtigte, was zum Theil gelungen war, zurück und gaben den Punkt von nun an nicht wieder auf. Trotz dieses nicht unerheblichen Verlustes wußten die Belagerten mit Nachdruck jedes weitere Vordringen aufzuhalten, wobei ihnen die Besetzung der Angerschanze von wesentlichem Vortheil war. Die Preußen versuchten zwar diese durch Vergrößerung der Batterie jenseit der Elbe unschädlich zu machen; aber im Ganzen konnte man nur langsam vordringen, zumal nicht ausreichende Munition aus dem Hauptdepot zur Stelle war und die Belagerten kein Mittel der Vertheidigung unversucht ließen, ja selbst Mörser auf Kähnen im Stadtgraben aufstellten und beim Werfen damit hin und her fuhren, so daß von den Parallelen aus dies Feuer schwer zu bekämpfen war. Ueberdies trat in der Nacht vom 3—4. Januar Frost ein. Die Pioniere konnten den Boden, um Laufgräben aufzuwerfen, nur mit Beschwerlichkeit aufhauen, da die Kälte sich bis auf 10° und in der Nacht vom 10—11. Januar auf 12° steigerte. Dazu kam, daß die mondhellen Nächte für die Schanzarbeiten wenig günstig waren; die Pioniere waren unausgesetzt die Zielscheibe der Belagerten, so daß sie bedeutende Verluste erlitten. — Aber auch in der Stadt hatte man unter dem Eindringen der Geschoße hart zu leiden, besonders traf dies das Schloßviertel. Dennoch, sagt J. Nitzsch, *) belebte dieser ernstliche Angriff schon in den ersten Stunden die Hoffnung der Einwohner und setzte sie in eine gespannte Stimmung, die durch den bevorstehenden Jahreswechsel auf das Selt-

*) Predigten. 1813 und 1814. Seite 141.

samste gehoben wurde.“ Dies bezeugen auch die Worte im Tagebuche von Giese: „Gott Lob, daß die Preußen endlich einmal in Ordnung verfahren und nicht die Stadt, sondern die Festungswerke attakiren.“ Einen so denkwürdigen und ungewöhnlichen Jahreswechsel erlebt wohl selten eine Stadt. Indessen wurde von den Geistlichen die alte Gewohnheit, ein Gedicht in die Häuser tragen zu lassen, beobachtet und auch der Gottesdienst an keinem der Sonn- und Festtage ausgesetzt. Für den Neujahrstag hatte Heubner das Thema gewählt „die Unveränderlichkeit Gottes bei der Veränderlichkeit der Welt“ (Psalm 90). Als die Prediger in den Betsaal traten, war es noch leer. Man konnte kaum auf Zuhörer rechnen, da die Straßen bereits gefährdet waren. Aber dennoch sammelte sich eine Schaar, und füllte fast den Raum. „Merkwürdiger Weise, erzählt Nitzsch, *) ruhte der auf dem Kirchplatz und durch die Straßen tobende Krieg ein wenig, so lange die Predigt Heubners währte, als ich aber auf der ihm gegenüber befindlichen Altarseite eben aufstand um den Segen zu sprechen, und dazu die Versammlung sich wandte, und gerade in dem Augenblicke, als ich die Hand erhob, um nach dortiger Sitte das Zeichen des Kreuzes zu machen, blitzte die dicht vor dem Fenster niederfallende Bombe. Niemand war verletzt; erschüttert und doch gefaßt, gingen die Leute und nicht Alle eben im schnellen Lauf nach ihren Wohnungen.“ Indessen hörte man doch auch von Unglücksfällen mancher Art. In den ersten Tagen des Januar war der Gouverneur selbst durch einen Bombensplitter leicht in der Seite verwundet. Am 8. Januar wurden die Balzer'schen Eheleute im Hause des Kaufmann Haberland auf der Coswigergasse von einer Granate getödtet. Am 9. Januar gerieth dieses Haus in Brand. Bei dem Löschen des Feuers wurden drei Personen nicht unbedeutend durch die Stücke einer Bombe verwundet, unter ihnen war auch Ernst Adler, **) der Sohn des Bürgermeisters, der außer einer theilweisen Zertrümmerung der linken Hand eine schwere Wunde im Unterleibe erhalten hatte. Je mehr sich nun die Kälte steigerte, um so dringender wurde es für die Belagerer in ihrem Vorhaben weiter zu kommeu. Sie versuchten daher in der vierzehnten Nacht vom 10—11. Januar eine Breschebatterie aufzustellen. Anfangs wurde von den Wällen nur ein schwaches Feuer dagegen unterhalten, welches aber gegen Morgen dermaßen zunahm, daß alle dazu gemachten Anlagen völlig vernichtet wurden; denn die Belagerten besaßen Geschütze von bedeutendem Kaliber. Es blieb daher nichts übrig, als erst durch eine neue Kanonade aus den Parallelen die Wälle zu bewerfen, um den Widerstand zu schwächen und alsdann ungesäumt die Bresche

---

*) Ein Stück Wittenberger Geschichte S. 18.

**) † als Kanzlei-Director in Wittenberg 1854.

batterie *) aufzustellen. Vom 11—12. Januar wurde man damit fertig. Hierauf bezieht sich die letzte Notiz, welche der Gouverneur in seinem Journal nieder geschrieben hat: „Le 11 (Janvier): l'ennemi a etabli une batterie de 4 pièces contre le cavalier." Dies Unternehmen, dicht vor den feindlichen Kugeln ausgeführt, steht nach dem Urtheile der Sachkundigen, wegen der Größe der Schwierigkeiten bis jetzt noch immer als einzig in seiner Weise da. Da wegen des Frostes der Erdboden nicht aufgehauen werden konnte, mußte man Säcke mit Erde und Steinen füllen und sich daraus und aus Faschinen eine Brustwehr herstellen. Die Belagerten machten nun den letzten Versuch, das weitere Vordringen zu erschweren. Der Festungsgraben war zugefroren, und gewährte daher für einen Sturm einen bequemen Uebergang. Man versuchte, freilich vergeblich, das Eis mit Bomben zu sprengen — dagegen begann die Breschebatterie der Belagerer zu spielen. Am 12. Januar Abends war nochmals ein Parlementair an den Gouverneur geschickt, der bisher jede Aufforderung zur Uebergabe abgewiesen hatte; aber auch jetzt verstand er sich noch nicht dazu, da keine Bresche in den Wall geschoßen, obwohl schon seit dem 11. Januar Abends 7 Uhr das Geschütz der Belagerten bereits verstummt war. Der heftigste Angriff auf die Festungswerke war am 12. Januar, wo unaufhörlich von 12 Uhr Mittags bis 1 Uhr Nachts aus allen Batterien gefeuert wurde, so daß allein in diesen Stunden 2477 Schüsse und Würfe geschahen. Die Befestigungswerke am Schloßthor wurden gewaltig zertrümmert. „War es diese Nacht, so heißt es in Bezug auf dies Bombardement im Tagebuche von Adler, leidlich gewesen, so war es dagegen den Tag über desto schrecklicher und ist es auch gegenwärtig — Nachts halb 12 Uhr — noch. Die ältesten französischen Officiere versicherten, daß ihnen dergleichen noch nicht vorgekommen sei. Das heutige Schießen war keineswegs mehr ein mehr oder weniger unterbrochenes Knallen und Prasseln, sondern ein fortrollender Donner, der nur zuweilen unterbrochen wurde, um desto schrecklicher wieder anzufangen. Wir hatten bis jetzt das Bombardement vom 27. September für unübertrefflich gehalten, allein wir wurden auf eine grausame Art überzeugt, daß wir den Kelch unserer Noth noch nicht geleert hätten, oder daß er uns noch voller eingeschenkt werden solle. Ein ununterbrochenes Pfeiffen um und über uns von allen Arten von Kugeln, die uns unsere Erfahrung sehr gut unterscheiden ließ, — denn sehen konnte man am Tage nichts — belehrte uns von der Größe unserer Gefahr und daß wir nunmehr selbst kaum in dem Keller keinen Augenblick unseres Lebens sicher waren. — Es brennt hinter dem Rathhause, nur wenige Menschen rufen nach Hülfe, es ist alles unter der Erde."

*) Siehe Plan No. 12.

Die Officiere der Besatzung hegten die Meinung, da auch diesmal die Uebergabe abgewiesen sei, daß am nächsten Tage Bresche geschoßen und dann capitulirt werde. Abgespannt von der Kanonade suchte wohl mancher ohne Ahndung des nahe bevorstehenden Wechsels die Ruhe. Aber der Sturm sollte gerade in dieser Nacht 1 Uhr, nachdem das Donnern der Geschütze aufgehört, unter unmittelbarer Leitung des General Dobschütz unternommen werden. Der General Tauenzien war aus seinem Hauptquartier Coswig herbei gekommen und begleitete den Prinzen August von Preußen, der, nach erhaltener Mittheilung von dem bevorstehenden Angriff, einen Umweg auf seiner Reise genommen hatte, um den Verlauf des Sturmes aus der Nähe zu beobachten. Man hatte vier Kolonnen zu dem Ende vertheilt; davon hatten die beiden ersten die Aufgabe den Brückenkopf und die Angerschanze zu nehmen und sich auf das Elbthor zu werfen, während die dritte Kolonne in vier Abtheilungen die Wälle bei Bastion Scharfeneck und Schloßbastion zu erklimmen hatte. Die vierte sollte den östlichen Theil der Festung iu der Nähe des Elsterthors angreifen. Der dritten Kolonne gelang die Aufgabe bald, da der Wall schwach besetzt war und auch die Bedienung für die Geschütze zum Theil fehlte. Gleich dem ersten französischen Posten, der auf sein „qui vive“ keine Antwort von denen, die zuerst die Krone des Walles erreichten, erhielt und anlegte, versagte viermal das Gewehr, und er mußte sich schnell zurückziehn. Die Mannschaften hatten in den Tagen zuvor viel ausgehalten und waren vor Kälte und Hunger ermattet. Nur von drei Kartätschenladungen wurden die Preußen empfangen, dann machten sich die Kanoniere eiligst davon. Mit dem Rufe „Es lebe der König“, und unter den Zeichen der Signalhörner drang man, nachdem die Schloßfront genommen, vor, ein Theil um das Elbthor zu öffnen, ein anderer um sich in die Stadt zu wenden. Der Befehl, nicht unbedacht vorzudringen, wurde kaum noch beachtet, da alle Hindernisse schnell überwunden waren. Bei dem nun erfolgenden guten Anschluß der nächsten Kolonnen ging Alles rasch von Statten. Nach einer Mittheilung sollen die Angreifer von der Südseite auf einem Umwege durch das Propsteigehölz sich dem Brückenkopfe genähert haben, so daß sie seitwärts vom Elbheger eindrangen. Ihr Führer auf diesem durch Lachen und Gräben erschwerten Wege war ein Schneider, welcher noch 1859 als ein hoher Siebziger den Posten eines Cymbelträgers in der Kirche zu Eutsch verwaltete. Die Franzosen hatten im Brückenkopf von den eindrigenden Preußen nicht eher etwas bemerkt, als bis der Wall der ersten Schanze von diesen genommen war. Es entstand Lärm und von der nächsten Schanze ward mit Kartätschen geschoßen aber vergebens. Der Brückenkopf kam so schnell in die Hände der Preußen, daß selbst die Mannschaft bei den zwei Kanonen, welche an der Brücke auf dem rechten Elbufer aufgestellt waren und diese bestrichen, nichts gewahr ward. „Ein preußischer

Artillerie-Lieutenant, so heißt es im Nachtrage zu Heubners Tagebuche, lief schnell über die Brücke und kam eben an, als die Kanoniere die Geschütze abbrennen wollten. Ehe sie aufhauen, hieb er sie durch einen Kreuzhieb über das Gesicht; die Kanonen werden gleich herumgedreht, die Preußen kamen unversehrt über die Brücke. Der Artillerie-Capitain an der Brücke gab gleich die Schlüssel zur äußeren Barriere des Elbthors. Die Zugbrücke am Thore wurde von den aus dem Innern der Stadt kommenden preußischen Soldaten herunter gelassen." Die Besatzung hatte sich in das Rathhaus und in das Schloß geflüchtet. Das erstere hatte seit fast vierzehn Tagen dem Gouvernement eingeräumt werden müßen. Es war rings herum vermauert und nur ein Aufgang, durch eine starke Thür verwahrt, gelassen. Die Besatzung desselben ergab sich bald; mehr Widerstand wurde im Schloße geleistet, und es kostete hier beim Niederhauen der Pallisaden im stärksten Gewehrfeuer aus den Fenstern noch manches Menschenleben. Doch endlich wich auch hier der Gouverneur der Uebermacht, und mußte sich unter der alleinigen Bedingung der Lebensrettung ergeben. Heubner erzählt den Hergang in folgender Weise: „Als der Gouverneur im Keller erfuhr, daß die Preußen bereits in der Stadt seien, schickte er einen der gefangenen preußischen Officiere als Parlementair hinaus, um zu capituliren. Statt dessen aber ging der Oberstlieutenant Wostrowsky mit jenem Officier zum Thorweg hinein; sein ganzes Bataillon folgte ihm durch das Thor eindringend nach, und er machte den Gouverneur im Keller zum Gefangenen. Beim Eindringen ins Schloß, von 600 Franzosen besetzt, blieben einige Preußen."

Der Befehl war gegeben, das Eigenthum der Bürger zu schonen, dagegen gestattet, die französischen Officiere in den Häusern aufzusuchen und zu Gefangenen zu machen. Durch das Pelotonfeuer und das Hurrahrufen war man in den Häusern wieder munter geworden; es war kein Zweifel mehr, daß die Preußen in der Nähe waren. Da dachte man wohl in banger Sorge, wie werden die Sieger sich benehmen? Wir erfahren dies am besten aus dem Berichte der Augenzeugen. „Um 1 Uhr, erzählt Giese, legte ich mich nieder, weil das Schießen nach gelassen hatte. Kaum hatte ich etwa eine Stunde geschlafen, so weckte mich mein Vater; es wurde viel mit kleinem Gewehr geschossen und kurz darauf klopfte es an die Stubenthür: ich springe auf und die holländischen Officiere, Kapitain Pfeiffer und Noelsen, die bei uns im Quartiere lagen, stehen zitternd vor mir: „die Preußen sind schon in der Stadt" — nun hörten wir auch bald darauf Schuß auf Schuß, in den Straßen Geschrei der Stürmenden und ängstliches Gebrüll der Verfolgten. Guter Rath war theuer; der Vater, ich, Karl und die beiden Mägde waren im Hause — alle übrigen im Souterrain; sollte Karl (der verwundete Sohn) mit hin-

untergebracht werden? Sollten wir alle auch dahin und das Haus fest verrammelt seinem Schicksal überlassen? In den Straßen ward an die Häuser geschlagen, die Thüren gesprengt, bei uns waren schon mehrere Trupps gewesen, hatten aber die festen Thüren nicht aufsprengen können; aus den oberen Stuben hörten wir, daß in den offenen Häusern dem Bürger nichts gethan, sondern nur nach Franzosen gefragt ward, was uns sehr beruhigte, und als wieder ein Trupp an die Thüre donnerte, öffnete ich sie. Sechs preußische Soldaten von der Landwehr drangen ein, sagten uns, wir sollten ohne Furcht sein, sie wollten bloß die Officiere haben, die hier im Quartier lägen. Nun waren wir beruhigt und ließen die Frauenzimmer aus dem Souterrain hervor kommen, die 6 Mann betrugen sich musterhaft, behandelten die holländischen Officiere sehr gut und verlangten von uns nichts als Brod und Branntwein." Der Bürgermeister Adler war noch spät in der Nacht damit beschäftigt, seine Erlebnisse in das Tagebuch einzutragen. Während dieser Beschäftigung kommt es ihm vor, als ob eine Veränderung im Schießen eingetreten sei. Er geht vorsichtig in die Oberstube, da gerade sein Haus in dieser Zeit den Kugeln scharf ausgesetzt gewesen war. Sehr bald vernimmt er ein mächtiges Hurrahgeschrei. „Die ganze Luft war davon erfüllt und es erscholl von allen Seiten. Allein ehe ich es mir versah, kam es schnell näher und mit ihm zugleich ein Schwarm deutscher Krieger hinter meinem Hause über den Wall. Schnell weckte ich nun erst meinen armen Ph. v. Galey (Officier im Quartier), der, wie er das Geschrei hörte, in bloßem Hemde und Strümpfen fort lief, der andere war Abends nicht nach Hause gekommen. Die Ankommenden nahmen vorerst eine Wache, die am 3. Hause von mir war, gefangen und rückten sodann weiter vor. Nun wußte ich nicht, was ich thun sollte. Zuerst wollte ich meine Hausthür verrammeln, weil ich nicht wußte, wessen wir uns von den Stürmenden zu versehn hätten; allein zuletzt, nachdem ich jedoch meine beiden ältesten Töchter erst auf einem Heuboden in Sicherheit gebracht hatte, siegte der Entschluß, mein Haus zu öffnen und den Siegern entgegen zu gehn. Ich that dieses; bewillkommnete sie als unsere Erretter und Befreier und erstaunte, als sie mich bei meinem Namen und Charakter nannten, meine gehabte Einquartierung angaben und mich mit freudiger Umarmung nur um ein Glas Branntwein baten. Glücklicher Weise hatte ich mich auf einen solchen Fall, wo es nur irgend eine Gelegenheit dazu gab, mit Branntwein versorgt und auch noch etwas ausgeschrotenes Brot. Mit vollen Händen vertheilte ich dieses Alles, obschon der Andrang ungeheuer war und bald kamen auch zwei Officiere (Kalisch und Hennig) vom Sturm-Commando, die ich sogleich in Beschlag nahm. Alle versicherten mir, daß sich kein Mensch an bürgerlichem Eigenthum vergreifen dürfe, und dieses unterblieb auch

anfänglich auf das Pünktlichste; allein als die Officiere einen Gang weggegangen waren, ging auch die Schutzwache, die sie mir gegeben hatten, fort, und nun kamen nahe an 100 andere Soldaten, die sehr ungestüm waren und sogar in den Keller eindrangen, aus dem ich sie nur durch die dringendsten Bitten und durch die Vorstellung, daß dieses vielleicht einem von ihnen selbst blessirten Menschen, der hier liege (der Sohn Ernst war, da das Haus bei dem heftigem Bombardement sehr gefährdet war, in das Souterrain gebracht) das Leben kosten könnte, wieder heraus bringen konnte. Ob ich nun schon nicht mit Gewalt geplündert ward, so nahm man mir doch heimlich und öffentlich vieles und noch stündlich vermissen wir Mehreres, was sie uns mit genommen, indeß muß man dieses in einer mit Sturm genommenen Stadt nicht so hoch anschlagen." In ähnlicher Weise waren die Erlebnisse des Prediger Nitzsch: „Des Nachts 3 Uhr marschirte eine Mannschaft von etwa 20 Soldaten in meine Hausflur und forderte, einen Gefreiten an der Spitze, mich auf, die Reichthümer des Obercommissärs, (ordonnateur en chef) der hier gewohnt, auszuliefern. Diese hatte derselbe in die Citadelle mit sich genommen. Zurückgelassenes, wie Wagen und Pferde, war von früheren Beutemachern schon abgeholt. Der Gefreite bezweifelte meine Aussage darüber. Ich sagte: Glauben Sie mir, ich bin Prediger und werde Sie nicht täuschen." Antwort: Ja, es giebt Geistliche, vor denen man Respect haben muß, aber auch andere." Ich wandte einfach dieselbe Alternative auf den Soldatenstand an; worauf er commandirte: abmarschirt. — Eine Stunde später aber wurde ich zum General v. Dobschütz gerufen. Neben ihm stand der nun befreite Major v. R. und ich empfing eben im Namen derer, die Theilnahme an den Gefangenen geübt hatten, freundliche Anerkennung, als ich heim gerufen wurde, man plündere in der Superintendentur. Ich eilte mit einem mich gütig begleitenden Adjutanten zur treuen Schwester, welche mir Haus hielt, zu gelangen. Wir schritten auf dem Markte an Leichen im Morgen-Mondlicht vorüber und kamen bald zur Stelle. Was wir aber fanden, waren zwei ehrliche Pommern, welche sich auf das Handwerk der Plünderung schlecht verstanden; sie hatten der eine nach einer Tabakspfeife, der andere nach einer Dose gegriffen und man hätte vermuthen können, sie thäten es ex officio." Der Prediger Heubner konnte nicht berichten, so glimpflich davon gekommen zu sein: „Ich verlor meine Uhr, 10 Thaler baar Geld und viele kleine Sachen (all' mein Wein, Rum und Branntwein sind aufgezehrt). Meine Kleider und Wäsche hatte ich zum Glück in der Kirche. — Doch ist zur Ehre der preußischen Soldaten hinzu zu setzen, daß es immer welche gab, die den Plünderern wehrten: ich selbst erfuhr dies. Als das erste Mal mir meine Uhr genommen werden sollte, widersetzten sich mehrere dem Plünderer, ließen sich's alle gefallen, daß

ich sie mit Geld redimirte, jedem der 6 Mann 1 Species Thaler gab. Ein anderer Trupp aber nahm mir sie denn wirklich."

Mit dem Eintreffen des General Dobschütz am frühen Morgen war größere Ruhe und Ordnung in den Straßen und Häusern eingetreten; das Schießen mußte aufhören und viele Truppen rückten auch wieder aus. Die Stadt selbst konnte nach dem, was vorangegangen war, nur den Eindruck jammervoller Verwüstung machen. Ja dem Auge trat vor dem Elbthore das schrecklichste Bild menschlichen Elends entgegen, wo noch auf dem Anger die Leichen der Soldaten lagen, welche in den letzten Tagen nicht hatten beerdigt werden können. — Die Einnahme der Stadt war für die Preußen ebenfalls nicht ohne Verlust vor sich gegangen, 100 Mann und 8 Officiere waren theils getödtet theils verwundet, die Zahl der während der letzten Belagerung umgekommenen betrug gegen 400. Von der Besatzung, die im Oktober über 3000 Mann betragen hatte, waren kaum noch 2000 Mann kampffähig; allein 800 Mann lagen in den Lazarethen. Die beträchtlichen Vorräthe in den Magazinen und an Munition fielen in die Hände der Sieger, sowie 96 Geschütze. Die Habseligkeiten der Officiere wurden den Soldaten als Beute überlassen. Die Papiere, Pläne, Karten nahm der Oberst Plauzen in Empfang, der auch sogleich Befehl ertheilte die Eingänge und Kommunikationen wieder her zu stellen. Anfangs wurden die gefangenen Stabsofficiere anständig behandelt, später jedoch der Willkür der Soldaten preis gegeben. Hier mußten sie manche Mißhandlung erdulden, und die Wuth des lange gedrückten Volkes machte sich nicht minder gegen die Gefangenen bemerkbar, als sie Nachmittags auf das Rathhaus geführt wurden. Mit Schimpfreden, Steinwürfen und Stößen wurden sie von allen Seiten insultirt; die preußischen Officiere suchten vergebens abzuwehren.

„Nun war der Strick entzwei.“*) Diesem Gefühle der Erlösung suchte man einen Ausdruck zu geben, und in Heubners Tagebuche steht die Bemerkung: „Nach 3 Uhr Nachmittags, als die französische Noblesse auf dem Rathhause war, wird das Volk durch das Läuten aller Glocken vor dem Rathhause versammelt; ich ziehe mit mehreren Rathsgliedern unter Musik vor das Rathhaus, spreche einige Worte und dann wird der Gesang angestimmt: Nun danket alle Gott. Die Franzosen mußten es mit anhören.“ Der Eindruck war nach dem Bericht der Anwesenden außerordentlich.

Noch an demselben Tage gegen 4 Uhr wurden der Gouverneur, Treussart und Lohausen auf Leiterwagen nach Coswig ins Hauptquartier gebracht, die übrigen Officiere mußten zu Fuß nachwandern; Chauvot dagegen und das Personal, welches zur Verwaltung gehört

*) L. Nitzsch. Zwei Pred. Nachschrift.

hatte, wurden so lange in Haft gehalten, bis sie der Kreisdeputation über die Requisitionen und die Verwaltung Rechenschaft abgelegt hatten.

Ueber die Belagerungsarbeiten sind die genauesten Nachrichten in den Tagebüchern des Hauptmann v. Bardeleben, und des Oberst Plauzen von militärischem Standpunkte aus gegeben. Man hat sich öfter gewundert, daß jene Arbeiten, mit großer Energie und Schnelligkeit begonnen, nicht eher zum Ziele geführt haben. Die mit der Sache vertrauten Officiere haben kein Hinderniß weiter angegeben als das, was in der Oertlichkeit und der Aufgabe selbst lag; ob wirklich der ursprüngliche Plan für die Anlage der Laufgräben gestört wurde, ist mit Gewißheit nicht zu erweisen; dennoch *) kann es interessiren eine darauf bezügliche Notiz aus Heubners Tagebuche zu erfahren: „Die Preußen würden mit ihren Arbeiten vor der Festung viele Tage eher fertig geworden und eher hinein gekommen sein und viel weniger in den Trancheen verloren haben, wenn sie nicht durch eine falsche Nachricht getäuscht wären. — Nämlich bald nach Eröffnung der Trancheen kam der hiesige Straßeninspector Hammer, ehedem Ingenieur-Lieutenant, zu ihnen hinaus und zeigte, daß in der Gegend des Schloßthores Minen angelegt sein; wozu er selbst mit von den Franzosen gebraucht worden sei; er brachte auch Risse mit, die die Lage der Mine bemerkten. Obgleich viele preußische Officiere zweifelten, fand der General dennoch Vorsicht nöthig, man vermied jene Punkte, und war nun genöthigt die Trancheen mehr oberwärts des Schloßthores, nach dem Berliner Pförtchen oder dem Grand-Cavalier zu, zu leiten, wodurch die Trancheen aber auch dem Feuer dieser Bastion ausgesetzt wurden, das viel geschadet hat. — Als hinterher die Preußen die Stadt genommen hatten, ließen sie sogleich am Schloßthore nachgraben, fanden aber nicht das geringste; — auch Niemand in der Stadt wußte etwas von angelegten Minen, so daß die Preußen in der Meinung sind, jener Mann habe im französischen Solde gestanden und habe sie irreleiten sollen. Zwar sind sogleich seine Zimmer untersucht worden: aber ihm selbst, der in Pretzsch sich aufhält und schon caduc genug ist, ist nichts geschehn. — Dies habe ich aus dem Munde der beiden Ingenieur-Officiere, des Hauptmann v. Vigny, jetzt Ingenieur-Commandant allhier und des Hauptmann v. Stein."

Als Commandant wurde der Generalmajor v. Elsner eingesetzt und die Stadt erhielt eine preußische Besatzung, die in den ersten Jahren mehrfach wechselte. Jenem Manne wurde das Lob allseitig zu Theil, daß er die möglichste Schonung und Sorge für die Einwohner zeigte und darauf bedacht war von der Stadt alle Kriegslasten,

*) S. Plotho. Bd. 3. Beilage 25.

welche in der nächsten Zeit in Folge der Durchmärsche der vom Rheine zurückkehrenden Krieger entstehen mußten, abzuwenden.

„Wittenberg, eine der zuletzt genommenen Festungen, war in manchem Betrachte ein Sühnopfer *) für Sachsen; es hatte im Verhältnisse zu seinen Mitteln und seiner Größe am meisten gelitten und konnte schon deshalb unter den sich wieder erholenden vaterländischen Städten nicht die erste sein." Um so wichtiger war es für die Bewohner, daß die Geistlichen sich bemühten, ihnen den Standpunkt zu bezeichnen, von dem aus die dem erduldeten Ungemach noch nachfolgenden Leiden anzusehen und mit Standhaftigkeit zu ertragen seien. In den Worten „die christliche Freude über nnsere Befreiung" **) gab Heubner am 16. Januar der Stimmung, welche die letzt verlebten Tage hervor gerufen hatten, einen Ausdruck, so wie er auch den geschichtlichen Thatsachen, die in aller Herzen das höchste Interesse erwecken mußten, ihr volles Recht wiederfahren ließ: „Jetzt erst können wir vollen Antheil nehmen an unseres Vaterlandes Rettung, jetzt erst uns seiner Befreiung, seiner Rückkehr zum Frieden und Wohlstand uns freuen. Doch wir sind nicht bloß unserm Sächsischen, wir sind nun auch erst unserm Deutschen Vaterlande wiedergegeben. Soll der Christ etwa nichts empfinden bei diesem theuren Worte? Soll' ihm der deutsche Ursprung gleichgültig sein? Nein, er fühlt es, welchem edlen Stamme er angehört, er weiß es, welch' ein alter Ruhm dieses Volk verherrlicht, wie ihm selbst von Fremdlingen das Lob der Biederkeit und der Treue gegeben wird. — Wir hatten aufgehört, Deutsche und Brüder zu sein, wir waren trotz allem Widerstreben der Natur und des Herzens in ein Volk verschlungen, dem unser Sinn fremd ist, wie uns der seine: wir waren nahe daran, des deutschen Herzens Kraft und deutsche Sprache und Wissenschaft mit unserer Freiheit zu verlieren: wir sind gerettet, gewonnen ist wiederum das Kleinod deutscher Freiheit."

Die Ausgewanderten kehrten zurück; unter ihnen der Generalsuperintendent Nitzsch, welcher am 20. Januar von Eutsch eintraf. Mit frohem Gefühl nach endlicher Errettung sahen Gemeinde und Seelsorger sich wieder vereinigt, als er am nächsten Sonntage im Hörsaale der Superintendentur predigte und der zeitlichen Freude, welche man empfand, eine höhere Weihe gab. Gar sehr bedurfte es dessen, denn ohne innere Kraft war man nicht im Stande bei beschränkten Mitteln und der allgemeinen Noth die Spuren der Verwüstung zu beseitigen. Mitfühlende Herzen sendeten milde Gaben, um das Elend der Obdachlosen zu erleichtern; auch von höherer Seite hatte sich Wittenberg der Unterstützung zu erfreuen und selbst vom Auslande

*) J. Nitzsch. Predigten. S. 194.

**) Heubner, Predigten. S. 282.

wurde Geld *) geschickt; aber man sah, daß um den alten Wohlstand wieder herzustellen und einen befriedigenden Zustand zu schaffen, noch Jahre vergehen würden. **) Besonders machte sich der innere Riß, den das Staatsleben erhalten, überall bemerkbar. Der König war, nachdem er den letzten Aufforderungen der verbündeten Fürsten in den Tagen der Leipziger Schlacht ausgewichen war, vom Kaiser Alexander als „Gefangener" erklärt und am 23. Oktober unter russischer und preußischer Escorte nach Berlin gebracht. Während alle vertriebenen Fürsten die Siege der Verbündeten benutzten, in ihr Land zurückzukehren und die Rheinbundsfürsten die Erweiterung ihres Gebietes zu behaupten strebten, konnte Friedrich August vor der Hand nicht in seine Hauptstadt einziehn. Der Eindruck der jüngst verlebten Zeit war zu lebhaft, als daß er nicht Einfluß auf die Entscheidung haben sollte. Immermehr neigte man sich bei der Frage über das fernere Schicksal dieses Landes zu der Ansicht, daß Sachsen als eigenes Königreich mit Preußen solle verbunden werden. Am 8. November kündigte der Fürst Repnin, der die Centralverwaltung der verbündeten Mächte in Dresden bis dahin vertreten hatte, an, daß die oberste Verwaltung des Königreichs Sachsen in Folge der Uebereinkunft von Rußland, Preußen, Oestreich und England in die Hände des Königs von Preußen gelegt sei; und es erfolgte die förmliche Uebergabe an das neue Generalgouvernement, dessen Leitung der Minister von Reck und General Goudi führten. Die Sache war damit nicht abgemacht, die Verhandlungen dauerten fort und man setzte diesem Beschluße noch manchen Widerstand entgegen. Um wieder gut zu machen, was in den Tagen der Entscheidung unterlassen war, und um dem allgemeinen Gefühle des Volkes einen Ausdruck zu geben, ließ der König „ein allgemeines Dankfest des Königreichs Sachsens" ***) am 30. Januar feiern. Es sollte hiermit der Gesinnung, welche in Deutschland über die Befreiung vom napoleonischen Joche die herrschende war, gehuldigt werden. Die Schloßkirche wurde dazu, so weit es in der kurzen Zeit möglich war, eingerichtet. Denn gerade dieses Gotteshaus hatte die meisten Verwüstungen aufzuweisen, und nur über Orgel, Altar und die Denkmäler hatte ein günstiges Geschick gewaltet. Zu der Predigt wählte der Generalsuperintendent den Text Matthäi 8, 31, und zeigte, wie Gott das schwankende Schiff des Staates gerettet. Gewiß fand die

*) Der König August schickte 1000 Thaler, der Kronprinz Ludwig von Bayern 2000 Thaler. Aus England kamen 9000 Thaler durch Beiträge gesammelt; auch Landeskollecten wurden ausgeschrieben.

**) Im Jahre 1815 wurde eine Retablissements-Commission eingesetzt; den Vorstädtern wurden neue Bauplätze in größerer Entfernung von der Stadt angewiesen.

***) L. Nitzsch. Zwei Predigten. S. 17.

Feier dieses Festes in den Herzen der Bewohner einen Wiederklang; aber die Auflösung der widersprechenden Verhältnisse war damit nicht herbei geführt. Jetzt segnete man die Waffen der Verbündeten und dankte Gott für den Sieg, den er ihnen verliehen, während vor noch nicht vier Monaten die königlichen Befehle das Heer in den heißesten Kampf gegen die deutschen Brüder schickten. Die sächsische Frage zog daher auf dem Congreß von Wien die Verhandlungen sehr in die Länge. Der Kaiser Franz selbst äußerte: *) „Es ist halt hart einen Fürsten vom Thron zu stoßen"; endlich im Februar 1815 waren die Verhandlungen der Mächte so weit vorgeschritten, daß die engern Grenzen, welche das Königreich von nun an einschließen sollten, gezogen wurden. Wittenberg mußte eine Elbfestung bleiben, und fiel an Preußen. Die Universität wurde in Folge dessen später mit der Hallischen vereinigt. Am 3. August 1815 fand in Merseburg die Huldigung des neuen Regenten, Friedrich Wilhelm III., statt. Die Spannung, in welche die Gemüther bei der hochwichtigen Frage versetzt waren, löste sich, und der Widerspruch, in welchem sich die alte sächsische Weise der Staatsregierung mit dem Preußenthum befand, verschwand immermehr: gingen doch am 18. Oktober dieses Jahres die Militair und Civilbehörden den Generalsuperintendent darum an, diesen Gedächtnißtag durch eine kirchliche Feier zu begehn. Zwar sang man nicht mit Unrecht in jenen Tagen in einem viel gehörten Volksliede „von alter Sachsentreue" **) und gedachte wohl im Stillen des angestammten Herrscherhauses; aber man ging auch getrost der Regierung entgegen, welche in der Hand des allgemein geliebten und geehrten Königs von Preußen lag. Diese Gesinnung ist offen dargelegt in den Worten des Generalsuperintendenten, die er als Commissarius bei der Erbhuldigung im Namen der Geistlichkeit zu sprechen beabsichtigte: **) „Die Welt verehrt in ihm (Friedrich Wilhelm III.) den Menschen und den Fürsten in gleichem Maße und sieht in dem königlichen Hause den Wiederschein seiner Tugenden. Deutschland nennt ihn zuerst unter seinen Rettern und Heilanden. Die protestantische Kirche — dieses große Denkmal deutschen Sinnes und deutschen Muthes — die protestantische Kirche erblickt in ihm ihren mächtigsten Freund und hofft unter seinem Schutze sich der Vollkommenheit zu nähern." Letzteres wurde das innere Band, welches das eroberte Sachsen mit dem Hause Hohenzollern mehr und mehr verknüpfte. Friedrich Wilhelm III. zeigte in seiner offenen und einfachen Weise, wie hoch er den Besitz der Stadt Wittenberg, als der Wiege der Reformation, stelle; das dreihundertjährige Jubelfest der Kirchenverbesserung gab davon ein unverkennbares Zeugniß.

*) Häusser, Band 4. S. 578.

**) J. Nitzsch. Ein Stück Witt. G. S. 21.

***) L. Nitzsch Dankrede.

Das erste Erinnerungsfest *) an die Befreiung von der Fremdherrschaft, welches man nach 25 Jahren feierte und an dem noch viele von denen Theil nehmen konnten, welche die böse Zeit mit durchlebt hatten, fand daher seinen patriotischen Ausdruck in den Worten: „daß in der Liebe und Treue gegen den väterlichen Monarchen Wittenberg keiner Stadt der älteren Borussia nachstehe."

*) Festrede des Bürgermeister Fließbach.

Anmerkungen:

1.

Einiges aus den Angaben, welche Bürgermeister und Rath am 7. März 1814 veröffentlichten:

Die Stadt Wittenberg hatte im Jahre 1812 überhaupt 602 Häuser, 320 in der Stadt und 282 in den Vorstädten. Davon sind 285 Wohngebäude, 26 in der Stadt und 259 in den Vorstädteu theils durch Feuer, theils durch Niederreißen vernichtet; unbrauchbar sind durch das Bombardement 37 Bürgerhäuser geworden, und die übrigen haben mehr oder weniger gelitten. — Alle Obstbäume an 100000, alle Alleen, Zäune sind nieder gehauen. — Einquartiert und verpflegt, nach Tagen gerechnet, sind vom Januar 1813 bis 12. Januar 1814 1,063,882 Mann, nämlich in den Bürgerhäusern 344059 Mann, in den Kasernen, wozu 22 Häuser verwendet wurden, 719,763 Mann mit Einschluß der gefangenen Preußen und Russen. — Die Sterblichkeit war seit Oktober 1813 viermal größer als sonst, und die Bevölkerung hat sich in einem Jahre um ein Drittheil vermindert.

Die Preise der Nahrungsmittel am 19. November nach Adlers Tagebuche: Die Kanne Butter 2 Thaler 16 ggr., die Kanne Milch 2 ggr., das Pfund Schweinefleisch 8 ggr., das Commisbrod 8 ggr.; später waren sie noch gestiegen, die Metze Kartoffeln 14 ggr., der Scheffel Korn 8 Thaler und die Metze Salz 1 Thaler 6 ggr.

2.

Mitglieder des Stadtrathes 1813.

Erster Bürgermeister Dr. Franke bis Anfang Mai, dann trat für ihn ein Adler. Zweiter Bürgermeister Ch. Fr. Giese sen., legte am 15 Oktober sein Amt nieder, an seine Stelle am 30. Oktober gewählt Senator Dörffurth.

Anwesende Senatoren während der Belagerung: Frobenius, Müller, Kunath, Giese jun., letzterer Bürgermeister von 1825—1828.

3.

Stab der Besatzung.

Lapoype Gouverneur, Lohausen Commandant, Treussart Ingenieur-Oberst, Euvrard Major der Artillerie, Dode Commandeur des 123. und 124. Regiments, Chauvot Ober-Kriegscommissarius, Peragallo Kriegscommissar, Echarpin Adjutant des Gouverneurs.

4.

Benutzte Schriften und Bücher.

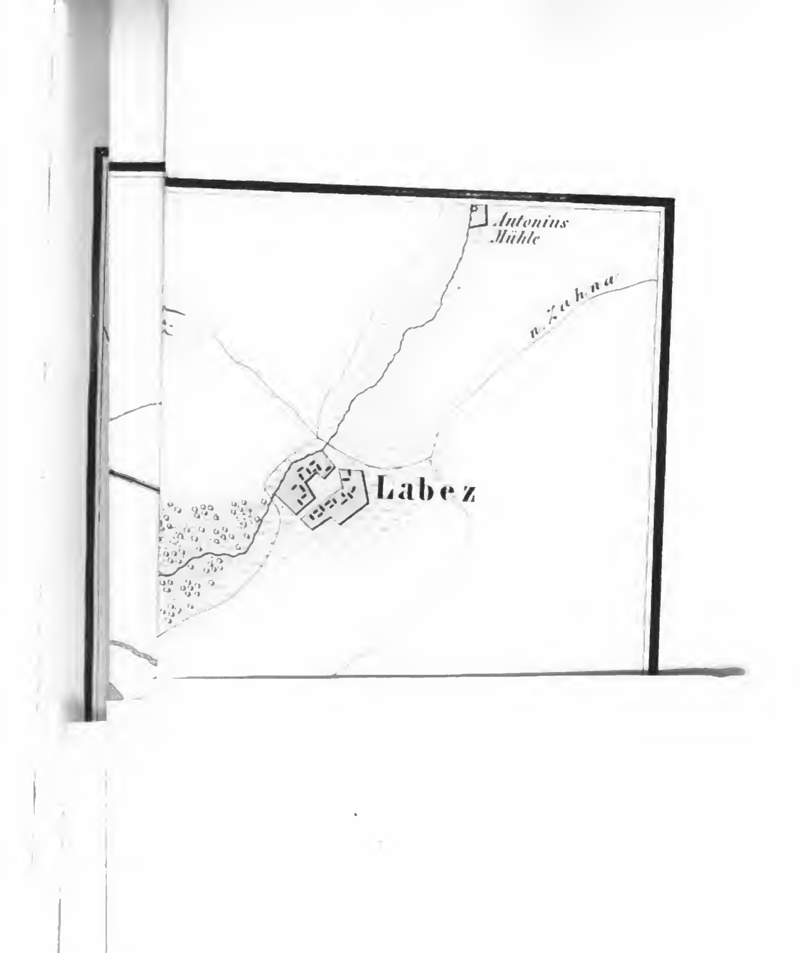
Manuscripte.

1. Tagebuch, gehalten über die Belagerung Wittenbergs, in der Zeit vom 6. September bis zum Sturm 13. Januar 1814 vom damaligen Bgrstr. Adler.
2. Abschrift des vom Kaufmann, nachherigen Senator und Bgrstr., C. G. Giese, vom 17. August 1813 bis 13. Januar 1814 geführten Tagebuches.
3. Kriegstagebuch des Dr. Heubner und Mittheilungen aus seinem größeren Tagebuche.
4. Dorfgeschichten aus der Kriegszeit von Pastor Thümmel.
5. Die Kriegsgeschichte von Wittenberg, 2ter Theil. } aus der Bibliothek der Fortification.
6. Das Journal des Gouverneur Lapoype. } aus der Bibliothek der Fortification.

Bücher.

7. J. Maaß, die Drangsale Wittenbergs während der Belagerung von 1813—1814. Dresden 1814.
8. H. L. Heubner, Predigten gehalten in den Jahren 1813 und 1814. Wittenberg 1814.
9. K. J. Nitzsch, Predigten gehalten in den Jahren 1813 und 1814. Wittenberg 1815.
10. C. L. Nitzsch, Generalsuperintendent. Zwei Predigten im Januar 1814.
11. C. L. Nitzsch, Dankrede nebst einem Anhange, am 18. Oktober 1815. Wittenberg 1815.
12. Spitzner, Geschichte des Gymnasiums zu Wittenberg. Leipzig 1830.
13. Angaben des Bürgermeister und Rath von Wittenberg, veröffentlicht den 7. März 1814.
14. Festrede gehalten am 13. Januar 1839 vom Bürgermeister Fließbach. Berlin 1839.
15. Vogel, Major, die Belagerungen von Torgau und Wittenberg. Berlin 1844.
16. C. J. Nitzsch, ein Stück Wittenberger Geschichte aus dem Jahre 1813. Berlin 1859.
17. Die Rettung der Wittenberger Universitäts-Bibliothek durch deren Custos W. Gerlach, zur Geschichte des Jahres 1813. Halle 1859.
18. Mente. Von der Pike auf. Berlin 1861.
19. C. v. Plotho. Krieg in Deutschland und Frankreich. Berlin 1817.
20. Beitzke. Geschichte der deutschen Freiheitskriege. Berlin 1854.
21. Häusser. Deutsche Geschichte. Band VI. Berlin 1860.

Druck von B. F. Kübener in Wittenberg.


Antonius
Mühle
Labez

